

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Thoner Wochenchrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 8.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

August 1885.

Inhalt: Die deutsche Franziskanermision unter den Menominee-Indianern. (Fortsetzung.) — Durch Doruba. — Besuche in deutschen Gemeinden Nordamerika's. (Fortsetzung.) — Ein Ausflug zu den Klöstern des hl. Antonius und des hl. Paulus in der Wüste der untern Thebais. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Norwegen; Tongking; Nordafrika; Südafrika; Aus verschiedenen Missionen. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Die deutsche Franziskanermision unter den Menominee-Indianern.

(Mitgetheilt von P. Zephyrinus Engelhard O. S. F. — Fortsetzung.)

3. Die Mission von Anfang unsers Jahrhunderts bis 1880.

Die ältesten Menominees sagen, sie hätten 150 Jahre lang keinen Schwarzrock gesehen. Die Jesuiten müssen deshalb die Mission unter ihnen ziemlich bald aufgegeben haben. Sie verlegten ihre Thätigkeit von Green-Bay nach Point St. Ignace und Makinac im nördlichen Michigan, wo nach Aufhebung des Ordens der letzte Missionär, P. Poiter, 1781 starb. Es dauerte volle 30 Jahre, ehe sich westlich von Detroit wieder ein Priester niederließ. Die Canadier, welche sich schon 1744 unter den freundlich gesinnten Menominees angesiedelt hatten, brachten ihre Kinder nach Point St. Ignace zur Taufe, wo man ihre Namen noch in den Taufbüchern findet. Bei diesen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß der Glaube unter den Menominees erlosch, so daß vor 50 bis 60 Jahren alle Heiden waren.

Die Geschichte der Menominee-Mission während unsers Jahrhunderts bis auf die letzten fünf Jahre bietet wenig außergewöhnliche Vorfälle. Was uns überliefert ist, beschränkt sich fast einzig auf die Reihe der Missionäre, welche unter diesen Indianern gearbeitet haben, und auf einige Zahlen von Tausen, welche in der Mission gesendet wurden. Doch glaubten wir diese spärlichen Nachrichten um so weniger übergehen zu dürfen, als die meisten Missionäre Deutsche waren. Der Grund, der ihrer Wirksamkeit vielfach die Spitze abbrach, liegt auf der

Hand; es war eben der große Priestermangel, welcher die geistliche Obrigkeit zwang, fast Jahr für Jahr die Missionäre der Menominees aus ihrer kaum begonnenen Thätigkeit wieder abzurufen und auf wichtigere Posten zu senden. Heute, nachdem ein kirchlicher Orden die Mission übernommen hat, sind diese Zeiten rastlosen Wechsels, deren Folgen mehr als eine Mission Nordamerika's zu büßen hatte, glücklicher Weise überstanden.

Der erste Missionär in diesem Jahrhundert hier in Green-Bay, der 1821 von Detroit kam, war Gabriel Richards, ein Sulpizianer, der zweite der hochw. Herr Vabin (im Jahre 1825). Bischof Fenwick von Cincinnati, ein Dominikaner, firmte in Green-Bay 1829 und soll auch eine große Anzahl Menominees getauft haben. Im Jahre 1830 war der Missionär Resé, später Bischof von Detroit, hier und taufte viele Menominees, die ein Gebiet zwischen dem Fox- und dem Wisconsin-Flusse innehaten, so daß der Dominikaner Van de Broek einmal von Little-Chute aus bis Portage-City zu einem Kranken gerufen wurde. Der erste Priester, der sich in Green-Bay niederließ, war P. Simon Sanderl C. ss. R., der um 1880 als Trappist in Gethsemani in Kentucky, im Rufe der Heiligkeit gestorben ist. Er blieb zwei Jahre bis 1834. Im Jahre 1832 führte er hier Pfarrbücher ein, die dann auch von den folgenden Priestern fortgesetzt wurden — ganz correct, wofür ich den Patres Redemptoristen ewig dankbar bin; sie wurden zweimal aus dem Feuer gerettet. P. Sanderl war ein Bayer. Zugleich mit ihm wirkte in Green-Bay P. Franziskus Hatcher C. ss. R., ein

Wiener von Geburt. Nach zwei Jahren wurden die Redemptoristen von ihren Oberen in Wien abberufen. Jetzt kam P. Mazzuchelli O. P. auf kurze Zeit, dem sodann Van de Broeck O. P. folgte. Derselbe war Missionär in Green-Bay 1834—1838; dann zog er zu den Indianern nach Little-Chute. Dieselben besaßen damals ein großes Gebiet zwischen dem Fox- und Wolf-River, angefangen von Green-Bay bis weit südlich, scheinen aber in Little-Chute ein Dorf, d. h. ihren Hauptsitz gehabt zu haben; denn Fische gibt es dort genug. In einem kleinen Buche, das Van de Broeck 1847 in Amsterdam publicirte, erzählt er, daß er am 4. Juli 1833 in Green-Bay gelandet sei, wo er bloß zehn weiße katholische Familien angetroffen habe. Er sagt, er habe viele Indianer getauft und sei nach Little-Chute gegangen, weil ihn die Indianer, die er Menominees nennt und die 200 Meilen im Umkreise zerstreut waren, darum ersuchten. Er fand daselbst nur vier Häuser vor und errichtete mit Hilfe der Indianer einen Wigwam (Hütte) aus Baumzweigen, 15 Fuß lang und 6 Fuß hoch, in dessen Mitte sich oben eine Öffnung für den Rauch befand. Als Thür und Fenster diente ihm ein getrocknetes Hirschfell. Dieser Wigwam war Kirche, Schule und Wohnung zugleich. Er lehrte die Indianer die Gebetbücher des Bischofs Baraga in der Chippewa-Sprache lesen, pflanzte Kartoffeln und Mais ohne Pflug, nur mit dem Spaten, unterrichtete auch darin die Indianer und hatte in zwei Jahren genug cultivirtes Land. Ebenso unterwies er sie im Schreinerhandwerk und begann mit ihnen den Bau einer Kirche und eines Hauses; die Kirche war 70 Fuß lang und das Haus 30 Fuß. Bis 1842 befehrtete er 600 Indianer. Nun aber verkauften die Indianer ihr Land allmählich an die amerikanische Regierung, und diese verkaufte es an weiße Ansiedler um zehn Schillinge (§ 1.25) den Acre. Durch seine Briefe, die er um das Jahr 1840 in der holländischen Zeitung „Godevriend“ publicirte, lockte Van de Broeck viele Holländer an, weshalb Little-Chute jetzt eine ganz holländische Gemeinde ist.

Gegen 1843 zogen die Indianer in eine Reservation am Powagon-See oder Wolf-River zurück, wo sie Kirche, Schule und Haus bauten und Feldbau trieben. Da Van de Broeck in Little-Chute geblieben war, ersuchten sie den Bischof von Detroit um einen Priester, und der hochw. Herr Bonduel, der von 1838—1843 in Green-Bay gewirkt hatte, zog dorthin als ihr Missionär.

Im Jahre 1850 zählte man nach Shea 500 Menominees; alle trieben Ackerbau; 57 Familien lebten in festen Blockhäusern. Der Regierungsagent berichtete, daß sie der zahlreichste und interessanteste Stamm seines Departements wären, und spricht sich in lobenden Worten über den wunderbaren Fortschritt aus, den sie unter den katholischen Missionären gemacht hätten. Der Eindruck, welcher auf die Weißen gemacht wurde, wirkte auch günstig auf die heidnischen Menominees. Osthihianiu, Bruder des christlichen Häuptlings Oshkosh, trat zum christlichen Glauben über, und seinem Beispiele folgte eine große Zahl. Ellis, der Agent der Regierung, sprach die Hoffnung aus, daß man sie ungestört lassen werde. Leider blieb derselbe nicht lange im Amte, die Rothen nicht lange in Ruhe. Im folgenden Jahre schon (1851) wurden Vorbereitungen getroffen, sie jenseits des Mississippi zu versetzen. Ungefähr 70 Familien hielten sich damals zu Poygan auf. Unter denselben waren 148 Personen Mitglieder eines Nützlickeits-Bereins, 120 konnten Chippewa- und Ottawa-Bücher lesen; der christ-

liche Unterricht wurde von Alt und Jung gut besucht. Diesen glücklichen Verhältnissen würde eine neue Versetzung des Stammes offenbar verderblich gewesen sein. Durch den Einfluß des hochw. Herrn Bonduel unterblieb, wie oben gesagt, die Versetzung des Stammes vom Boden Wisconsin, und derselbe zog im Jahre 1852 in seine jetzigen Wohnsitze ein, deren Mittelpunkt Keshina ist. Sechs Meilen nördlich vom Schawano-See erhob sich später die Kirche des hl. Erzengels Michael, der seitdem als Patron der Menominees verehrt wird. Der hochw. Herr Bonduel ging mit ihnen, blieb aber nur auf kurze Zeit. Ihm folgte P. Otto Scholla O. S. F. aus Österreich (von 1853—1857). Er war acht Jahre lang des hochw. Herrn Bischofs Baraga erster Nachfolger in der Chippewa-Mission zu La Pointe am Oberen See gewesen, wo er die Chippewa-Sprache erlernte, und wird als ein tüchtiger Missionär und ascetischer Mann gerühmt. Unter seiner Verwaltung wurde die gegenwärtige Kirche zu Keshina begonnen, aber nicht vollendet. Vorher bestand schon ein Kirchlein aus Baumrinde etwa eine Meile südöstlich von Keshina, wo auch ein Gottesacker angelegt war; derselbe ist schon längst verschwunden. Er hat auch die ersten Kirchenregister angefertigt. Von seiner Hand geschrieben existiren die Taufregister von 1853 bis 8. Januar 1854, das Übrige ist verloren; ferner die Heirathsregister vom 11. December 1853 bis 13. September 1857. Aus den verschiedenen Registern ersieht man, daß P. Scholla vom 2. November 1853 bis 8. Januar 1854 62 Indianer getauft hat, wovon bloß 10 Kinder unter einem Jahre waren; ehelich verbunden hat er während der vier Jahre seines Verweilens die große Zahl von 62 Paaren, darunter bloß ein weißes Paar, das noch heute zu Clintonville, Wisconsin, in glücklichen Verhältnissen lebt; beerdigt hat er von December 1853 bis September 1857 126 Indianer, von denen zwei 100, einer 90 und einer 80 Jahre zählte. P. Scholla war auf Geheiß des Bischofs Henni von Milwaukee nach Keshina gekommen. Er lebte sehr ärmlich in einem Häuschen, worin nur ein Zimmer war. Wenn man ihn finden wollte, durfte man ihn nur in der Kirche suchen, in welcher er die meiste Zeit zubrachte. Nach einjähriger Unterbrechung erschien wieder ein Priester unter den Menominees, mit Namen Menard. Er war ein Franzose und sprach auch nicht viel Englisch. Die Predigten hielt er in Französisch, und ein französisch redender Indianer war Dolmetscher. Die Kirche war erst halb vollendet. Auch er verließ die Indianer bald. Der Agent Bonefale machte ihm Schwierigkeiten. Bad Agent (böser Agent), sagt der Indianer.

Wiederum waren die Indianer ein Jahr lang ohne Priester. Dann kam P. Antonius Gauche O. M. C. nach Keshina. Unter ihm wurde die jetzige Kirche vollendet und eingeweiht. P. Antoine, wie er von den Indianern noch immer mit Ehrfurcht genannt wird, hatte auch einen Laienbruder bei sich, und von allen Priestern, die unter den Menominees gewirkt haben, steht er in ganz besonders dankbarer Erinnerung. Sein Name wird oft genannt. Er gab sich recht Mühe, die Sprache des Volkes, das ihm anvertraut war, zu erlernen, und war der Erste, der es darin zu etwas brachte. Da er nur die eine Mission Keshina zu versehen hatte, war ihm das auch leichter, als manchem seiner Nachfolger. In richtigem Verständnisse der Bedürfnisse der Rothen schrieb er seine Predigten mit Hilfe eines Indianers in der Sprache der Menominees und las sie dann in der Kirche vor; später kam er sogar so weit, auch ohne Papier fertig zu werden. Vor ihm und noch lange nach ihm begnüge-

ten sich die Priester damit, entweder durch Dolmetscher oder in Chippewa zu predigen, sehr zum Nachtheile der Mission. Um den Unterricht recht anschaulich zu machen, malte oder zeichnete der Pater, der ein guter Zeichner war, den betreffenden Gegenstand auf Papier; er hatte den Charakter der Indianer eben richtig aufgefaßt. Leider verursachte der Agent Huggins Schwierigkeiten. Dazu kam noch die Armuth der Menominees, so daß der Pater mit dem Bruder schließlich kaum mehr zu leben hatte. In Folge dessen verließ er Keshina und reiste nach Ostindien; der Laienbruder kehrte nach Deutschland zurück. Nach Angabe des hochw. Herrn Bischofs Krautbauer, der ihn noch gekannt hat, gehörte P. Antonius der schweizerischen Kapuziner-Provinz an. Der hochw. Herr Bischof Henni von Milwaukee hat einmal zur Zeit des P. Antonius um das Jahr 1862 in Keshina gesirmt.

Dem P. Antonius folgte in der Mission Keshina ein Priester mit Namen A. Meignault, ein Franzose, nachdem die Menominees wieder ein Jahr verwaist gewesen waren. Unter ihm, December 1863, wurde der erste, aber mißglückte Versuch gemacht, in dem benachbarten Schawano eine Gemeinde unter den Weißen zu gründen. Er blieb nur ein Vierteljahr. Nach Angabe des hochw. Herrn Bischofs Krautbauer war er ein Canadier, der Ende Januar 1876 in Duck-Creek bei Green-Bay starb. — Ein Jahr nach ihm kam der hochw. Mazeaud, ein Franzose, nach Keshina. Ein Dr. Davis war damals Regierungsagent. Die Blattern herrschten eben sehr stark. Viele starben. Am 2. Juni 1864 ist die erste, am 14. Mai 1865 die letzte Taufe verzeichnet, und im Ganzen kamen während dieser Zeit 72 Tausen vor. Der hochw. Herr Mazeaud wurde durch den Agenten gezwungen, Keshina zu verlassen, obgleich ein wenig Entschiedenheit von seiner Seite nach der Behauptung seines Advokaten der Annahme des Agenten und des Polizeibieners von Schawano ein Ziel gesetzt haben würde. Nachdem Keshina wiederum während sieben Monaten keinen Priester gesehen, schien endlich für die Nothen eine bessere Zeit anbrechen zu wollen, als die Kapuziner-Patres von Calvary in Wisconsin die Mission übernahmen. Der erste dieser Patres war P. Cajetanus Krauthahn O. M. C. Er war Guardian in Augsburg in der bayerischen Provinz gewesen, schloß sich aber der schweizerischen Provinz an und kam nach Amerika. Im Anfange des Jahres 1866 wurde er von dem Oberen P. Franziskus Haas O. M. C. nach Keshina geschickt und blieb daselbst bis Januar 1869, war jedoch abwesend von October 1867 bis Juli 1868, während welcher Zeit P. Solanus O. M. C. seine Stelle vertrat. P. Cajetanus wurde gegen Ende des Jahres 1868 von seinen Oberen abberufen, worauf P. Fidelis Steinauer O. M. C. aus Einsiedeln am 17. Januar 1869 nach Keshina kam und bis Ende desselben Jahres daselbst wirkte. Sodann wurde die Mission von den Kapuziner-Patres wieder aufgegeben. P. Cajetanus verschönerte die Kirche durch einen recht hübschen Hochaltar und verschaffte auch das Altarbild, den hl. Michael vorstellend, von Deutschland. Ferner wurde unter ihm die jetzige Glocke für die Kirche angeschafft, die von den Gebrüdern Studtade in St. Louis, Mo., gegossen ist. Auch begann derselbe in dem acht Meilen südlich gelegenen Schawano den Kirchenbau, der unter P. Fidelis vollendet ward. Der Laienbruder legte den Garten in Keshina an und errichtete den Pfahzaun um denselben. P. Cajetanus starb in Milwaukee in Folge eines Sonnenstiches. Von P. Solanus ist nichts weiter bekannt, als daß er den Weg nach Green-Bay, 48 Meilen,

oft zu Fuß machte. P. Fidelis, der nach New-York versetzt wurde, starb daselbst am 12. August 1882. Die Pfarrbücher sind seit der Zeit, wo die Kapuziner-Patres in Keshina waren, vollständig. Während der Zeit ihrer Administration wurden 243 Personen getauft, darunter 69 Convertiten; verheirathet im ersten Jahre acht Personen, während über die Jahre 1868 bis 1872 die Heirathsangaben fehlen; beerdigt 101 Personen. — Als P. Fidelis die Reservation verlassen hatte, waren die Indianer fast drei Jahre ohne residirenden Priester. Die Ehen wurden vor dem Friedensrichter geschlossen.

Der hochw. A. Vermare von Oconto, etwa 45 Meilen von Keshina, kam im Jahre 1870 dreimal und im Jahre 1871 zweimal auf einige Tage zu den Menominees und taufte im Ganzen 54 Kinder. Nach Angabe des hochw. Herrn Bischofs Krautbauer hat der hochw. Herr Melcher, erster Bischof von Green-Bay, den Menominee-Indianern am 21. Februar 1871 das Sacrament der hl. Firmung erteilt. — Im Jahre 1872 besuchte der jetzt verstorbene Generalvikar von Green-Bay, der hochw. Euard Daems, Keshina und taufte bei dieser Gelegenheit zwölf Kinder. — Vom Februar des genannten Jahres waren die Menominees wieder verwaist, bis im September desselben Jahres der hochw. Herr J. Cheboul nach Keshina kam. Er hatte vordem 15 Jahre unter den Chippewa-Indianern am Oberen See gewirkt, deren Sprache er vollkommen rebete. „Obgleich derselbe das Chippewa nun schön und correct sprach,“ schreibt Bischof Krautbauer, in dessen Gegenwart Vater Cheboul predigte, „so verstanden ihn die Menominees doch nur halb.“ Und es wäre schon viel gewesen, wenn sie seine Predigten halb verstanden hätten. Das Taufbuch weist nach, daß er 38 Personen, unter ihnen sieben Convertiten, taufte und neun Paare traute. Er scheint gleich darauf eine andere Mission besucht zu haben. — Im Jahre 1873 kam der hochw. Herr Karl Baierle auf ein paar Tage nach Keshina, taufte zehn Kinder und traute vier Paare. — Im September 1873 kehrte der hochw. J. Cheboul zurück und wohnte abwechselnd in Keshina und Schawano bis Juni 1874. Er taufte in dieser Zeit 80 Kinder und 13 Convertiten und segnete 13 Ehen ein. — Nach ihm kam der schon vorhin genannte hochw. Herr Karl Baierle von Duck-Creek bei Green-Bay zweimal nach Keshina, taufte neun Kinder und segnete zwei Ehen ein. — Die Indianer waren jetzt wieder, und zwar zum letzten Male, sich selbst überlassen bis Juli 1875. Der hochw. Herr Franziskus Xaverius Krautbauer, der gerade damals Bischof geworden war, sandte trotz des großen Priester mangels in seiner Diözese den hochw. Amandus Maschlein nach Keshina, da ihm die Indianer vor Allem am Herzen lagen. Der genannte Herr hat sich trotz seines vorgerückten Alters um die Menominees verdient gemacht. Er baute zuerst im Jahre 1875 sechzehn Meilen von Keshina eine ziemlich geräumige Bretterkirche. Der Platz heißt jetzt St. Joseph am See. Ein schöner kleiner See breitet sich nämlich gerade hinter der Kirche aus, und der hl. Joseph wurde zum Patron gewählt, im Vertrauen, daß durch seine Fürbitte die dort herrschende Unsitlichkeit ausgerottet würde. Seitdem ist es auch in der That um Vieles besser geworden. Im folgenden Jahre vergrößerte Herr Maschlein mit Erlaubniß der Regierung das sechs Meilen nordwestlich von Keshina gelegene Schulgebäude, das den Indianern überlassen worden war, und hielt dort seitdem monatlich Gottesdienst. Die Umgebung ist dichter Wald; die Nachbarn sind fast alle heidnisch. Die Mission wurde letzten Sommer der Mutter

von den heben Schmerzen geweiht, damit sie die geistige Finsterniß verbanne. „Sancta Maria im Walde“ heißt jetzt das Kirchlein. Der dort wohnende katholische Häuptling heißt Kinezpowa, und nach ihm wird die dortige Gegend sonst benannt. Vater Masschelein vergrößerte auch das Pfarrhäuschen zu Reschina und gab mit eigener Hand einem Theile der Kirche daselbst einen neuen Anstrich. Der gute Priester sah wohl ein, daß es unerläßlich wäre, die Sprache der Menominees zu kennen, und er gab sich wirklich die äußerste Mühe, dieselbe zu erlernen. Selbst viel Geld ließ er es sich kosten, da er lange Zeit einem Halbblut-Indianer täglich einen Dollar bezahlte, damit derselbe ihm in Erlernung derselben behilflich wäre. Er versuchte sodann, die sonntäglichen Evangelien aus

dem Chippewa des Bischofs Baraga zu übersehen und dieselben in der Kirche vorzulesen. Weiter hat er es indessen im Predigen nicht gebracht, da es ihm als Franzose oder Belgier schwer war, die richtige Aussprache, die der deutschen ganz ähnlich ist, zu finden. Er wirkte in Reschina und dem ganzen Schawano-County über fünf Jahre, bis September 1880, und war der Erste, der für Schawano eigene Register führte. Getauft hat er während der Zeit seiner Wirksamkeit in Schawano-County 485 Personen, von denen 35 erwachsene Indianer waren, unter ihnen des Oberhäuptlings Niopet 16jährige Tochter; getraut 55 Paare; beerdigt sechs Personen. Bei dem ewigen Wechsel, den uns die Missionsgeschichte der Menominees seit Anfang dieses Jahrhunderts vor Augen führt und den die



Rast beim Dorfe Dapan.

Priesternoth in Amerika verschuldete, konnte die Indianergemeinde zu keiner rechten Blüthe gelangen. Der hochwürdigste Bischof suchte deshalb die Mission einer Ordensgenossenschaft

zu übertragen, und die deutsche Franziskaner-Provinz vom heiligsten Herzen übernahm im Sommer 1880 ihre Leitung.

(Fortsetzung folgt.)

Durch Yoruba¹.

(Reisestizzen des P. Holley, Obern der Mission von Abeokuta.)

1. Von Bida nach Iporin.

Nach einem Marsche von einigen Stunden kamen wir in das kleine Dorf Pitchi, wo uns eine freundliche Aufnahme zu

Theil wurde. Eine alte Negerin und ihre Tochter boten uns gerne alle Erfrischungen an, welche sie in ihrer Armuth nur geben konnten. Möge ihnen Gott in seiner Barmherzigkeit

Wir begleiteten nun die Missionäre auf ihrer Rückreise nach der Beninküste durch das noch wenig bekannte Land Yoruba. Man vgl. zu dieser Reise die Karte auf S. 31.

¹ In den ersten Nummern dieses Jahrgangs erzählte uns P. Holley seine Reise den Niger aufwärts bis zur Stadt Bida.

vergelten und ihnen das „lebendige Wasser“ des Glaubens und der Liebe geben, wie der Samaritanerin am Jakobsbrunnen! Dann folgte eine beschwerliche Fahrt; wir mußten einen Höhenzug übersteigen; mit Mühe erkletterten wir die steilen Abhänge. Unsere Pferde haben nicht den sichern Schritt der Saumthiere in den Alpen, doch erreichten wir die Höhe ohne Unfall und erfreuten uns, oben angekommen, an einer herrlichen Fernsicht. Nach einigen Augenblicken Rast ritten wir mehr als eine Stunde auf dem Hügelkamme voran. Zu unserer Rechten erstreckte sich ein paralleler Bergzug, zur Linken lag eine ausgedehnte, mit Bäumen bestandene Ebene, in deren Mitte wir fünf große Dörfer erblickten. Der ganze Thalgrund macht den Eindruck einer ungeheuern Olivenpflanzung. Ganz in der

Ferne zu unserer Linken bemerkten wir den vielfach gekrümmten Lauf des Hafun, eines Nebenflusses des Niger. Wir suchten lange eine günstige Stelle zum Hinabsteigen in das Thal und kamen auch mit Anwendung aller Vorsicht glücklich hinab. Am Mittag rasteten wir bei einem Dorfe etwas und erquickten uns durch einen Trunk Wasser. Dann ritten wir durch wohlbestellte, schöne Felder und kamen gegen 1 Uhr nach Dapan, einem Dorfe auf dem linken Ufer des Flusses, den wir vom Berge aus gesehen hatten. Wir konnten uns nun durch den Augenschein überzeugen, daß der Hafun, sowohl was die Wassermenge als den starken Fall angeht, den Namen eines Flusses wohl verdient. Wir fragten, wo seine Quelle sei. Aber man erwiderte uns: „Tal'o mo? Tal'o debe?“ d. h.: „Wer weiß das?



Fahrt über den Hafunfluß.

Wer ist jemals gegangen, es zu sehen?“ Daß er sich bei Mureghi in den Niger ergießt, war uns bekannt.

Unsere Träger folgten uns in großer Entfernung. Bis 4 Uhr Abends warteten wir auf ihre Ankunft unter einem schattigen Baume außerhalb des Dorfes (siehe die Abbildung S. 160), welcher das natürliche Zelt bildet, unter dem die Reisenden zu rasten pflegen. Langsam fanden sich die Träger ein. Ein Sohn eines verarmten „Königs“ bot uns Palmwein an, ein sehr erquickendes Getränk; ein Anderer brachte gekochtes Fleisch, und so tafelten wir. Dann sammelte sich die ganze Karawane am Flußufer zur Weiterreise. Wir selbst, unsere Führer und Träger, unser ganzes Gepäc und sogar die Sättel der Pferde wurden auf eine große Pirogue gebracht. Wir

stiegen vom Ufer ab; die Pferde wurden von starker Hand an den Bügeln gehalten und so gezwungen, in den Fluß zu gehen, in welchem sie alsbald den Boden verloren (siehe die Abbildung S. 161). Sie schwammen anfangs prächtig, aber die Strömung war so heftig, daß es die Thiere beinahe umriß; man mußte sie an den Mähnen festhalten, und unsere Lage wurde geradezu gefährlich, als die Gewalt des Wassers das Fahrzeug erfaßte und über die schwimmenden Rosse treiben wollte. Zehn lange Minuten hatten wir mit der Strömung zu kämpfen und waren weit abgetrieben; da endlich fanden die Pferde wieder Boden und waren mit einem Sprunge am Ufer. Das Bad hatte ihnen gut gethan.

Zwei Stunden ritten wir noch durch eine mit herrlichem

Pflanzenwuchse geschmückte Gegend. Wir sahen prachtvolle Reisfelder, welche den Vergleich mit den schönsten ähnlichen Pflanzungen bestehen, sowohl was ihre Sauberkeit, ihre vorzügliche Bewässerung als das Ebenmaß angeht, in welchem die langen und geraden Reihen gepflanzt sind. Alles ist auf das Sorgfältigste bestellt; aber wir beschleunigten unsern Marsch, um diesem feuchten Thalgrunde zu entinnen; denn ein lauer, fieber-schwangerer Lufthauch machte uns mitten in diesem Reichtume krank. Beim Austritt aus den Reisfeldern kamen wir an einem muselmännischen Dorfe vorbei, dessen Häuptlinge sich vor uns versteckten, und erreichten dann das große Dorf Odu, welches in einem tiefen, von einem hohen, felsigen Bergkranze umschlossenen Thale liegt. Die Steine, welche wir untersuchten, waren eisenhaltig, die Bäche führen ein in Folge ihres Mineralgehaltes unschmackhaftes Wasser. Über die Aufnahme im Dorfe hatten wir uns nicht zu beklagen; nach einigem Sträuben, das nun einmal zum guten Tone zu gehören scheint, wies man uns eine eigene Wohnung an. Das Dorf machte einen guten Eindruck auf uns; es zerfällt in drei Quartiere, deren jedem ein Häuptling vorsteht, und mag in 400 Häusern 4—5000 Seelen beherbergen.

Beim ersten Frührothe des folgenden Tages bestiegen wir wieder unsere Pferde. Abermals ging es über eine ziemlich hohe Hügelkette; ein sanfter West säfcelte uns Kühlung und milderte die Sonnengluth, welche über der Ebene brütete. Eisenerz gibt es in Hülle und Fülle in diesen Bergen. Die Eingeborenen schmelzen es in sehr unvollkommenen Öfen. Auch heute begegneten uns zahlreiche Karawanen von Trägern, welche mit Salz, Nickel, Kaurimuscheln u. s. w. beladen sind. Diese Träger führen in der That ein elendes Leben, wie wahre Saumthiere, die von ihrer Mühe weder Lust noch Lohn ernten. Vor der Sonne müssen sie aufstehen und dürfen erst lange nach Sonnenuntergang ihre Bürde ablegen; dabei werden sie ohne Unterlaß von einem unbarmherzigen Aufseher gedrängt und getrieben, müssen stets unter freiem Himmel schlafen und gelten überall als Barbaren, weil sie ihre eigene Gambarisprache reden. Gleichwohl sind sie nicht unbegabt und sehr fleißig; wenn wir sie für das Christenthum gewinnen könnten, so würden sie, wie ich glaube, prächtige Leute. — Im Dorfe Isape, das an einem schönem Bache steht, führte man zu unserer Ehre einen Tanz auf. Es ist schwer, sich eine Vorstellung davon zu machen. Zwei herkulische Gestalten bearbeiteten mit Wuth die großen Trommeln; zwei Pfeifer überboten sich gegenseitig in der Schnelligkeit des Tactes; ein halb wahnsinniger Tänzer führte die vertracktesten Gebärden aus, und dazu wurde unser Lob gesungen. Wenn nur das fürchterliche Trommeln nicht wäre, ließe sich das Ding noch anhören; die Pfeifen hatten manchmal gar keine üble Melodie. Wir gaben der Bande ein kleines Trinkgeld. Das hatte eine wahrhaft rasende Dankfagung zur Folge, und sie spielten ein Stück, welches sie „Angriffscommando der Kriegsobersten auf dem Schlachtfelde“ nannten. Ein ganz besonders schreckliches Stück! Eine etwas sanftere Melodie folgte, welche uns Lebewohl sagen sollte. Aber die Musik und die Neugierde, einen Weißen zu sehen, lockten eine große Menge herbei; denn die Wenigsten hatten je einen Europäer erblickt, und bald begann ein neuer Tanz. Ein Mann mit einem Leopardenfell um die Denben und einem Roßschwanz in der Hand trat in den Kreis und führte eine Pantomime aus, die sich nicht beschreiben läßt. Solche Sprünge, solche Geschmeidigkeit hatte ich nie gesehen. Bald wand er sich

wie eine Schlange, bald überschlug er sich wie eine Hyäne, bald war er mit einem Sage weit weg, da, dort, überall. Wir konnten seiner Geschicklichkeit unsern Beifall nicht versagen.

Am nächsten Morgen ritten wir auf sandigen und mühsamen Wegen dem Niger zu. Nach dreistündigem Marsche erreichten wir das Dorf Idotuluchi, das noch vier Stunden vom Strome entfernt ist, konnten aber daselbst keine neuen Träger bekommen; denn seine Einwohner sind Muhammedaner, und nur Heiden lassen sich zu diesem Dienste herbei. Unsere alten Träger folgten uns also weiter. Den ganzen Nachmittag warteten wir in Sümpfen; unsere Leute sanken oft bis an den Gürtel in den Morast. Dann mußten wir zu Schiffe über einen Fluß, dessen Strömung uns mit Schrecken erfüllte; aber es ging Alles gut, und nachdem wir abermals durch Sümpfe gewatet, erreichten wir 5 Uhr Abends ganz mit Roth bedeckt das Dorf Keso am linken Ufer des Hauptarms des Niger. Erst am nächsten Morgen trafen die letzten unserer Träger ein. Der Niger ist an jener Stelle ein herrlicher, majestätischer Strom von wenigstens 800 m Breite; seine Wogen rollen mit erstaunlicher Geschwindigkeit vorüber. Große und kleine Fahrzeuge, welche die zahlreichen Dörfer an seinem buchtenreichen Ufer besitzen, tanzen auf seiner Fläche. Eine ungeheure Pirogue, die wohl 300 Mann fassen kann, ein Meisterwerk in ihrer Art, diente uns zur Überfahrt. Drei Viertelstunden fuhrten wir den Niger abwärts und stiegen dann bei Kikpota an's Land. Dort konnten wir, immer noch im Namen des Königs von Bida, die Träger wechseln. Der Häuptling des Dorfes machte sehr freundlich, aber mit ungeheuerem Lärm unsern Gastwirth; er lief aus und ein, rief, schrie, rebete uns zu, gab rechts und links Befehle, trommelte das ganze Dorf zusammen, um uns zu bedienen, und bedauerte, daß trotzdem die Aufwartung noch nicht nach seinen Wünschen sei. Der Besuch sei eben ganz unerwartet; wir möchten doch einen Tag bei ihm bleiben; dann erst sollten wir erfahren, wie er uns bewirtheten könne. Wir dankten und sagten, er könne uns seine Freundschaft am besten beweisen, indem er uns möglichst rasch Träger verschaffe; im Handumdrehen waren die verlangten zur Stelle.

Die Sonne stand schon hoch, als wir in westlicher Richtung nach der großen Stadt Lasiagi weiter zogen. Sie liegt an einem Bache auf dem östlichen Abhange eines Hügels, ganz ähnlich wie ihre furchtbare Gegnerin Bida. Auch sie war von Mauern und Zinnen umschlossen, welche sie aber gegen die tapferen Truppen Maliki's nicht schützen konnten. Im letzten April war Maliki König von Bida geworden; da er früher Gesandter in Lasiagi gewesen war, kannte er die Schwächen dieser Stadt und beschloß sofort einen Kriegszug gegen dieselbe. Er wußte nämlich, daß Lasiagi sich von der Tributpflicht gegen Bida losmachen wollte. So zog er mit seiner Kriegsmacht vor ihre Mauern, seine Amazonen erstürmten dieselben unter Anführung der Generalin Mitha (siehe das Bild S. 105), und die Stadt, welche vor der Belagerung 80 000 Einwohner gezählt haben soll, ist nur mehr ein Trümmerhaufe (siehe das Bild S. 163). Alle Häuser wurden niedergebrannt, nur die Moschee verschönt. Der König war geflohen und hatte seine Stadt der Wuth des Feindes preisgegeben. Maliki soll nicht weniger als 5000 Gefangene fortgeschleppt haben.

Während man uns diese Einzelheiten erzählte, waren wir vor den Ruinen des königlichen „Palastes“ angelangt. Der König bewohnte sie wieder, wollte uns aber nicht sehen. Von Gastfreundschaft keine Spur; das bißchen Palmwein und Holz,

das man uns gab, mußten wir theuer bezahlen. Wir beschloßen also, am nächsten Morgen in aller Frühe weiterzureisen, aber hatten auch darin die Rechnung ohne den Wirth gemacht: während der Nacht entflohen unsere Träger. Wir meldeten die schlimme Lage, in welche wir uns so gebracht sahen, dem Könige. Dieser gab jedoch barsch zur Antwort, das gehe ihn nichts an; seine Leute seien keine Sklaven des Königs von Vida, und wir würden folglich von ihm keine Träger erhalten; wir möchten einen Boten nach dem Orte schicken, aus welchem unsere Träger seien. Wir thaten das sofort, aber derselbe kam ohne befriedigende Nachricht zurück. Unsere Lage war keineswegs beneidenswerth; wir trauten dem Führer nicht und glaubten, er habe bei dieser Flucht die Hand im Spiele. Wir beschloßen, daß ich zum Könige gehen sollte, um zu sehen, ob

sich die Sache denn gar nicht machen ließe. Ihre Majestät empfing mich in den Trümmern des Palastes unter einem ganz gewöhnlichen, nachlässig aufgeschlagenen Zelte. Der König ist noch jung; er nahm mich höflich auf und schenkte mir einen Korb voll Ignamenwurzeln, die wir recht gut brauchen konnten. Allein ich versuchte umsonst, mich über die Träger mit ihm zu benehmen; er gab sich den Anschein, als verstehe er mich nicht, und entließ mich ganz einfach, indem er einem Sklaven winkte, er solle mir die Ignamen tragen. Am Abende schickte er uns einige Flaschen voll frischer Milch und Lebensmittel; dabei ließ sein Diener ein Wort fallen, das uns auf die richtige Fährte in Betreff der Träger brachte. Nun wandte P. Chausse ein Zaubermittel an, das selten ohne Erfolg ist für das Herz eines Regers: er schickte nämlich dem Könige



Die Ruinen von Lafiagi.

ein hübsches Geschenk. Sofort ließ er uns durch einen Boten melden, wir könnten abreisen, wann wir wollten; er sei höchlich erzürnt über das Gebahren unserer Träger und werde die Angelegenheit selbst in die Hand nehmen; seine eigenen Sklaven sollten das Gepäc der Weißen, welche Freunde des Königs von Norin seien, tragen, obschon dieß ein im Lande unerhörter Ausnahmefall sei. Den König von Vida erwähnte er nicht; dennoch wird die Furcht vor seiner Rache ihn bestimmt haben. Wir benutzten den Abend, um uns die große Trümmerstadt anzusehen. Die jetzigen Einwohner zählen etwa 16—17 000 Seelen; der Rest hat sich nach Norin geflüchtet. Überall begegnet der Blick eingestürzten Mauern, niedergebrannten Wohnungen, umgehauenen oder verstümmelten Dattelpalmen: das Bild einer furchtbaren Rache-

Um 5 Uhr in der Frühe waren die Träger bereit und brachen schon vor uns nach Sambusun auf, wo wir übernachteten wollten. Die Landschaft bot wenig Abwechslung; nur hie und da ragt ein bemerkswerther, schönbelaubter Baum aus dem dünnen, sonnenverbrannten Grase. Nach einem Ritte von sieben Stunden erreichten wir Sambusun, ein befestigtes großes Dorf von 3—4000 Einwohnern, das von einem Bache durchflossen wird. Muselmänner bilden die Mehrzahl; doch fehlt es auch an armen Heiden nicht, und diese sind der Predigt des Evangeliums durchschnittlich zugänglicher als die Muhammedaner. Einige Ellen Kattun, die wir dem Ortsvorsteher schickten, verschafften uns rasch neue Träger.

Um 4 Uhr früh saßen wir schon wieder im Sattel, unter-

wegs nach der bedeutenden Stadt Ifhareh. Es ging über verschiedene Bäche, wovon einer eine weiße Farbe hatte, wie Seifenwasser, an Granitblöcken vorbei, ganz ähnlich demjenigen, der sich zu Abeokuta findet, und über eine kahle Ebene. Es ist, als ob die Leute es auf die Zerstörung des Baumwuchses abgesehen hätten; auch Pflanzungen waren selten. In der Ferne zieht sich eine lange, kahle Hügelreihe hin; einige Höhlen, aus denen man weiße Kreide gewinnt, durchbrechen die röthlichen Bergabhänge. Die Höhen umschließen einen Kessel, in dessen Grund Ifhareh liegt. Man hatte dort noch nie Weiße gesehen. Die Stadt liegt auf der Grenze des Tapareiches und Yoruba's; ein Bach trennt die Heiden und Moslem. Die letztern bewohnen den westlichen Theil und haben runde Häuser, wie in Wida, während die ersten in großen Hütten haufen. Diese Bauten haben zahlreiche Räume, in denen die Freunde und Verwandten eines ganzen Geschlechtes unter der unbeschränkten Gewalt eines gemeinschaftlichen Familienhauptes zusammenwohnen. Die Stadt hat mehr als 6 km im Umfang und vergegenwärtigt den heutigen Kampf zwischen Heidenthum und Koran. Noch vor Jahresfrist soll sie 50 000 Einwohner gezählt haben. Der beständige Kampf zwischen Heiden und Moslem. führte zu einer Katastrophe. Da die Muhammedaner an Zahl und Stärke schwächer waren, riefen sie ihre Glaubensgenossen von Sasiagi und Sambujan zu Hilfe. Diese waren rasch bei der Hand. Bei ihrem Anmarsche ergriffen die Heiden die Flucht, und die Muhammedaner schleuderten die Brandsackel in die Wohnungen derselben, wir sahen noch die geschwärzten Mauerreste. Aber die heidnische Bevölkerung ist immer noch zahlreich, die Flüchtlinge sind zurückgekommen und bauen ihre Häuser auf, fest entschlossen, sich zu vertheidigen. Die Stadt ist das letzte Bollwerk des Heidenthums. Kurz, unser Eindruck ist der, daß der Riese Islam diese Trümmer des Heidenthums bald unterjocht haben wird, und wir beweinen das Loos dieser Stämme, welche in Kürze die Sklaven der Moslem. sein werden. Die Kriegsgefangenen müssen sich unter das Joch des Koran beugen, und diejenigen, die heute noch unter der Peitsche seufzen, werden morgen mit ihren Peinigern vereint gegen ihre Stammesbrüder ziehen. Diese Art des Apostolates, das mit Säbelhieben geübt wird, ist recht erfolgreich. Bevor Europa es ahnt, wird das Binnenland Afrika's dem Islam verfallen sein, welcher jeder wahren Gesittung Thür und Thor versperrt.

Wir hielten uns nicht länger auf als absolut nöthig, und ritten weiter, ohne auf unsere Träger zu warten. Nach fünf Stunden erreichten wir den Markt von Apado, und Abends spät Iporin, das letzte Dorf vor der großen Stadt Florin, wo wir in zwei Tagen zu sein hofften. Der Pfad war steinig, die Landschaft eiförmig, die Wassergräben enthielten nur ein ekelhaftes, schlammiges Getränk. Iporin war besetzt. Zunächst fiel uns eine Anzahl Ruinen auf. Wir kannten Niemanden und setzten uns beßhalb mitten auf dem Markte unter einen breitästigen Baum. Bald kamen mit vieler Würde und großem Ernste die Häuptlinge, und es entspann sich eine etwas langathmige Unterhandlung. Endlich führte man uns in ein Haus. Aber da die Träger noch nicht angekommen waren, mußten wir uns hungrig zur Ruhe legen. Ein Bündel Stroh vertrat dabei die Stelle der Matten, und die Kühle der Nacht gewährte keinen

ungeföhrten Schlaf. Am Morgen schickten wir den Trägern Boten entgegen; erst Nachmittags traf der Sack mit den heiligen Gewändern, dann die Vorräthe ein; aber die Hauptsache, alle unsere Tauschwaaren, kamen immer noch nicht.

Wir bewohnten ein geräumiges Haus. Unsere Nachbarin war ein altes Negerweib mit zwei Töchtern, die ungemein gesprächig und geschäftig waren. Die eine verhandelte mit der Mutter über die Festlichkeiten ihrer eben bevorstehenden Hochzeit und vertrat dabei ihre Meinung mit so viel Beredsamkeit, daß sie in allen Stücken Recht bekam. Die Gefährtinnen der jüngeren Schwester, die Wasserträgerinnen, Alles wurde besprochen; nachdem das Ceremoniell festgestellt war, ging sie fort und kam erst am Abend wieder, gefolgt von einem Duzend junger Mädchen und Frauen, welche sie nach der Hütte des wartenden Bräutigams bringen mußten. Die Braut, Iyamo genannt, war verschleiert, als sie vor der Schwiegermutter erschien, welche sie in das Brautgemach geleitete. Eine Stunde später trat sie gemäß der Sitte heraus, um die Glückwünsche der Schwiegermutter zu empfangen, und kam dann, immer noch verschleiert, zurück, um ihrer Mutter zu danken. Dabei erhob sie ein Weinen und Beßklagen, daß sie die alte Mutter verlassen müsse, welche ihr so viele Sorge gewidmet hatte. Sie wollte sich kaum trösten lassen. Man sprach ihr zu und bat sie, ein fröhliches Herz mitzunehmen. Dann stimmte die Mutter unter Thränen und mit leiser Stimme ein Lied an, das uns wirklich rührte. Sie pries die Güte und den Gehorsam ihrer schönen und edelmüthigen Tochter, sie trauerte über ihren Abschied und frohlockte über ihr Glück. Dann rief sie endlose Segenssprüche auf ihr Kind herab, und die Nachbarn stimmten ein und wiederholten diese Wünsche lange Zeit. Inzwischen seufzte die Braut und klagte die ganze Nacht hindurch in der Kammer ihrer Mutter. Gegen Mittag des folgenden Tages erst trat sie verschleiert vor das Haus. Nun überreichte ihr die Schwiegermutter einen Besen, und sie kehrte zum ersten Male das Haus ihres Vaters, seiner Mutter und aller Freundinnen, welche ihr Geleite bilden. Als dieses erste Haushaltungsgeschäft gethan war, brachte man ihr einen Wasserkrug, und sie ging, für ihren Mann und ihre Freunde Wasser zu schöpfen. So führt man sie während der neun Tage, welche die Hochzeitfeier bilden, täglich in feierlichem Aufzuge in irgend eine neue Hausarbeit ein und erleichtert ihr dadurch den Übergang zum Leben einer Hausfrau. Am neunten Tage verläßt sie das Haus der Mutter und kehrt nun nicht mehr dahin zurück, es sei denn auf Besuch, wie eine Fremde.

Mitten in die Hochzeit spielte eine ganz andere Scene. Die Söhne des Königs von Florin sprengten mit einer Schaar Verittener in's Dorf und hatten im Nu ein Duzend Ziegen geraubt. Kein Mensch beßklagte sich. Die Räuber sind ja königliche Prinzen, die Beraubten Sklaven ihres Vaters. Als wir den Leuten sagten, bei uns stehle kein König, und wenn ein Prinz stehlen wollte, so würde man ihn vor Gericht belangen wie einen Bettler, so fanden sie das sehr ungeziemend und grob und hielten uns, so etwas nicht mehr zu sagen. „Du bist ein Weißer,“ sagten sie; „wir aber, wir sind Schwarze. Hier zu Lande ist es so Mode und ganz in der Ordnung.“

(Fortsetzung folgt.)



Cleveland vom Grantons-Hügel.

Besuche in deutschen Gemeinden Nordamerika's.

(Mitgetheilt von P. Karlsätter S. J. — Fortsetzung.)

Es war die ernste Allerheiligen- und Allerseelezeit, wo wir die Gläubigen von dieser Erde zur Betrachtung der ewigen Heimath erheben sollten. Der Schauplatz unserer Thätigkeit war das freundliche Städtchen Janesville in Ohio, mit 18 000 Einwohnern, malerisch am Muskingum, einem westlichen Zuflusse des Ohio, gelegen. Die englische Gemeinde versehen die Dominikaner, welche hier eine ihrer schönsten Kirchen im Lande besitzen und eine der ältesten Niederlassungen. Vor etwa zehn Jahren hatten die Jesuiten hier auch eine Mission abgehalten. Wir hatten 700 Beichten. Der hochwürdigste Bischof hatte uns alle gewünschten Vollmachten freundlichst ertheilt. Am Tage nach der Mission besuchten wir noch die Kranken. — Die heilige Adventszeit rief uns wieder nach Cleveland, um in der fünften Pfarrkirche „Zum hl. Petrus“ Mission zu halten, eine Arbeit, die wir in den anderen deutschen Gemeinden schon vollbracht hatten. In der Mitte der Woche, besonders am Feste der unbefleckten Empfängnis, trat eine grimmige Kälte ein. Ich wurde zu einem kranken Mädchen gerufen, mußte aber in's Pfarrhaus zurück, um mich mit einem Schawl gegen die Kälte zu schützen. Die Gemeinde besteht aus Hessen-Darmstädtern, Kurhessen, Württembergern, Badenern, Elßäern, Westpreußen. Neun Beichtväter hatten volle Arbeit. Die Franziskanerpatres wie die hier wohnenden Priester unserer Gesellschaft leisteten Aushilfe. Neben der Peterskirche steht das Mutterhaus der Lehrschwestern von U. L. Frau von Coesfeld unter der Leitung des hochw. Herrn Rittam. Auch diese Schwestern hat uns der „Kulturkampf“ zugeführt. Sie haben sich in kurzer Zeit in mehreren Bisthümern ausgebreitet und arbeiten segensreich. In Cleveland sind ihrer 60, an unseren Schulen in Toledo wirken acht.

Im vorhergehenden Jahre hatten wir bei den Benediktinern an der Marienkirche in Newark eine Mission gehalten; jetzt sollten wir der Benediktiskirche dieselbe Wohlthat zukommen lassen und deren Pfarrangehörige auf das hohe Weihnachtsfest vorbereiten. Unsere Reise von Buffalo nach Newark war glücklich bis auf einen unangenehmen Zwischenfall. Wir kamen nämlich aus Mangel an dem nöthigen Anschluß zu spät auf unserer Endstation an, und das Fuhrwerk, das uns nach St. Benedict bringen sollte, war ohne uns wieder weggefahren. So brachten wir die Nacht in einem anständigen Gasthof zu, den uns ein Polizist empfahl. Ließ war uns dieß gerade nicht, denn die großen amerikanischen Hotels, zu denen nun das unserige kaum zählt, bieten trotz aller luxuriösen Einrichtung nicht die größte Sicherheit im Fall einer Feuergefahr, wie die grausigen Hotelbrände in Milwaukee und St. Louis bezeugen. Die Benediktisschwestern räumten uns großmüthig ihr Haus zur Wohnung ein und benützten die Schulräume. P. Lambert Kettner hat eine große Kirche gebaut; doch bleibt noch der Bau eines Klosters für die Schulschwestern und eines Pfarrhauses übrig. Provisorisch wohnen die Schwestern in einem hölzernen Hause, welches vor Feuergefahr nicht sehr sicher ist, da ganz in der Nähe sich eine große Fabrik befindet, von der schon einmal ein Theil in Brand gerieth und das Kloster bedrohte. Hier, wie überall, finden wir eine große Zahl von jungen Männern aus Nord- und Süddeutschland, die sich unter das Sternenbanner geflüchtet haben. Sie machten die Mission recht eifrig mit. Die schöne

Kirche, der Glanz des Kultus, die verschwenderische Pracht der Kerzen, Volksmissionen, vierzigstündiges Gebet, Vereine, Ordensleben ziehen hier mächtig an. Manche hatten das in ihrer Heimath nicht so gesehen. Der einzige Krieg, der hier entbrennt, wird an den Beichtstühlen geführt, wo Irländer und Deutsche mit einander streiten, wer zuerst an die Reihe kommt. Am Weihnachtsfest war die Kirche viermal voll, um Mitternacht, um 10 Uhr beim Hochamt, Nachmittags und am Abend beim Schluß der Mission, wo auch viele Katholiken aus dem nur acht Meilen entfernten New-York herkamen.

In Folge der vielen Katholiken, Episcopalen und Ritualisten, sowie der angestammten deutschen und englischen Uebersiedlung ist Weihnachten ein amerikanischer Feiertag geworden. Kaum in einem Hause fehlt der Weihnachtsbaum, selbst nicht bei den Israeliten. Für die Kaufleute ist die Weihnachtszeit eine Zeit glänzender Geschäfte. In den katholischen Kirchen strahlt Alles im herrlichsten Schmucke; schon früh um halb 5 Uhr erschallt überall das Festgeläute. In den großen Zeitungen fehlen an Weihnachten und Ostern nicht lange Berichte über die Art der Feier in den katholischen und protestantischen Kirchen. Die Treibhäuser müssen ihre Vorbeerbäume und ihren Blumenflor liefern. Die Kinder, welche hier zu Lande Halbgötter sind, werden mit Geschenken ganz überschüttet. Möchte nur auch in die Freischulen das Licht des Christenthums hineinstrahlen! Alles, auf den Straßen wie in den Häusern, wünscht sich gegenseitig Glück. Vom atlantischen bis zum stillen Ocean schwimmt Alles in Freude, um am Stephanstag wieder in den Strudel des Dollarmachens und Geschäftslebens zurückzufallen.

Bei den zwei letzten Missionen wirkte noch P. Urban Drecker mit, dessen Vorträge ungemein gefielen. Mit Freuden wollte er sein Leben dem amerikanischen Volke weihen, warf sich fleißig auf die vollkommene Erlernung der englischen Sprache und war mit der Uebersetzung guter Predigtwerke, an denen es hier noch sehr fehlt, beschäftigt, als ihn der Herr, welcher die feurigen Begierben lohnt wie die That, zu einem besseren Leben abrief. R. I. P.

Am Schlusse des Jahres hatten P. Leiter und ich in dem von einem Hugenotten gegründeten Städtchen Dubois, Diocese Erie, noch eine eifrig besuchte Mission für die Irländer. Die Kirche war leider zu klein; viele Protestanten, welche die Predigten hören wollten, mußten heimgen, weil sie keinen Platz finden konnten. So heiß die irländischen Herzen vor Eifer brannten, so grimmig kalt war es draußen. In Toledo ließen wir dann die schlimmsten Winterstürme ausstoben und begannen im Februar unsere Arbeit wieder und zwar in Shelby-Settlement, einer deutschen Landgemeinde von 10 Familien, welche seit 30 Jahren besteht.

In der heiligen Fastenzeit predigten wir zuerst in der Josephskirche zu Syracuse, einer Stadt von 51 000 Einwohnern, mit 33 protestantischen, 8 katholischen Kirchen und 4 Klöstern. Die Hauptindustrie der Stadt gründet sich auf die Salzquelle, welche von Jesuiten-Missionären im Jahre 1654 entdeckt und zuerst für Quebec ausgebeutet wurde. Seit 1797 nahm die Regierung des Staates New-York davon Besitz. 20 Gesellschaften ziehen das Salz aus der Quelle, gewinnen es durch Sonnenhitze und künstliche Wärme und beschäftigen

viele hundert Arbeiter. 90 andere Fabriken producirten 1874 Waaren im Werthe von 14 Millionen Dollars. Die Universitätsstadt wurde 1870 von Methodisten gegründet, hat für Philosophie und Naturwissenschaften 11 Professoren, für Medicin 15 Professoren und 60 Studenten, für schöne Künste 8 Professoren und 22 Studenten. Die Gemeinde, in der wir arbeiteten, war neulich von der großen deutschen Gemeinde Mariä Himmelfahrt abgetrennt, in welcher die Minoritenväter von Oggersheim in der Rheinpfalz ihr Hauptarbeitsfeld in Amerika haben. Noch fehlten der neuen Kirche die Fenster; statt derselben waren Leintücher befestigt, welche die Kälte gut abhielten; im Sommer sollten farbige Fenster aus Innsbruck ankommen. Oftern werden die Schwestern der christlichen Liebe aus Paderborn die Schule übernehmen. Zum Kirchenbau haben viele Protestanten beigeuert, einige Familien 100 Dollars, ein Beweis, daß der alte Katholikenhaß hier nicht mehr besteht. Auch wenn der Yankee keiner bestimmten Confession angehört, sagt ihm doch sein gesunder Menschenverstand, daß man desto weniger Zuchthäuser und Irrenanstalten brauche, je mehr Religion im Lande bestesse. Es werden hier in den Arbeitervierteln bald noch mehr katholische Kirchen nöthig sein.

Um die Mitte der Fastenzeit waren wir in Melrose, einer Vorstadt von New-York, in der Kirche der unbefleckten Empfängniß Mariä thätig. Die ehrwürdigen Kapuzinerväter und Patres unserer Gesellschaft von der deutschen Josephskirche leisteten eifrige Aushilfe. Nicht weit von Melrose ist unser Colleg von Fordham mit 275 Zöglingen. P. Jouin, ein geborener Berliner, Verfasser einer Philosophie und eines gebiegenen Religionshandbuchs (Evidences of religion), das schon in viele Studienanstalten eingeführt wurde, zeigte uns die Gebäulichkeiten, Museen, Kapellen, Bibliothek; Alles ist in der zweckmäßigsten Ordnung eingerichtet. Nach der Mission besuchten wir das nahe bei Melrose liegende Noviziat der Schulbrüder mit 40 Novizen und 20 Aspiranten. Die Brüder haben auch das Manhattan-Colleg mit 260 Schülern. Eine großartige Anstalt ist die Protectory, eine katholische Besserungsanstalt für Knaben, welche von denselben Brüdern geleitet wird. In keinem andern Lande der Welt besitzen sie eine so großartig angelegte Anstalt mit vielen Gebäuden, Krankenhaus, Kapelle, Musikhalle. Der berühmte Convertit Yves, früher protestantischer Bischof, gestorben 1867, setzte sich durch die Gründung dieses Liebeswerkes ein unsterbliches Denkmal. Ein Schulbruder aus dem Sauerlande trug als Direktor viel zur Einrichtung und Hebung der Anstalt bei. Es befinden sich 1200 Knaben darin. In der schönsten Ordnung schritten sie freundlich grüßend an uns vorüber. In einem großen Saale ist eine Druckerei, in anderen Sälen sind Werkstätten für Schneider, Schuster u. s. w., so daß jeder ein Handwerk erlernen kann. Die Stadt zahlt eine bestimmte Summe für jeden Knaben. In einiger Entfernung liegt die katholische Besserungsanstalt für Mädchen unter Leitung der barmherzigen Schwestern, ebenfalls ein Prachtbau. Über die vielen katholischen Spitäler, Waisenhäuser und ähnlichen Anstalten in New-York ließe sich ein Buch schreiben, wie Dr. Heitzinger eines über die katholischen Anstalten von Paris verfaßte. Auch in manchen nichtkatholischen Anstalten versehen unsere Patres die Seelsorge für die Katholiken.

Von der Weltstadt New-York brachte uns das Dampfboot 683 Meilen weit nach der Stadt Sandusky mit 16 000 Einwohnern (Diocese Cleveland) am Ufer des Eriesees. Manche

Heißsporne von 1848 haben sich dort niedergelassen; auch der Socialistenhäuptling Most hat daselbst Könige geköpft und Städte in die Luft gesprengt — natürlich nur in seinen Neben. Die Amerikaner lassen ein derartiges Treiben, obwohl es an sich himmelschreiend ist, leider gewähren, weil sie eben der Meinung sind, es seien leere Worte. Wer hier nicht arbeitet, muß bald am Hungertuche nagen. Die Gelehrtenbrille hat in Amerika wenig Ansehen. Die Amerikaner haben auf den Schulbänken nicht ihre Augen verborben. Der altkatholische „Bischof“ Herzog kam auch nach Amerika, hat sich aber hier kein Herzogthum erworben. Wer nicht Katholik ist oder ein bißchen protestantisches Christenthum hat, gehört zur großen Kirche der Religionslosen oder Dollaranbeter. — Der Prachtbau der Stadt ist die große steinerne katholische Kirche, welche der hochwürdige Herr Mik. Moes, ein Luxemburger, früher Professor am Seminar, erbaut hat. Die Sectenkirchen stehen weit hinter ihr zurück, sowohl was Größe als Bauart betrifft. Die Katholiken haben bereits 80 000 Dollars dazu beigeuert. Nur der Glaube an den wirklich gegenwärtigen Heiland kann solche Bauten aufführen. Und wenn auch ein reicher Protestant große Summen für einen Kirchenbau seiner Secte hergibt, so kann er damit sein Bethaus nicht füllen. Die katholische Kirche wird Sonntags besser besucht als die zehn oder zwölf Sectenkirchen zusammen. In Brooklyn fing ein Prädicant an, seine Kirchenbesucher mit einem Glas Bier zu bewirthen, um sie anzulocken. Ein anderer verspricht, unentgeltlich die Krankheiten zu heilen, und anderswo rückt die Heilsarmee mit Trommeln und Trompeten aus, um Schäfchen zu gewinnen. Das haben wir nicht nöthwendig; die neuntägige Mission war gut besucht und von herrlichem Erfolge gekrönt.*

Über die Oftertage weilten wir in Toledo und nahmen am Weizen Sonntage das Missionswerk in Massillon, einem Städtchen von 7000 Einwohnern, am Tuscarawa-Flusse und Ohio-Kanal gelegen, wieder auf. Auch hier hatten die Katholiken, 370 Familien stark, eine wundervolle Kirche nach dem Plane der Emanuelskirche in Dayton, 100 Fuß hoch und 200 Fuß lang, hervorgezaubert. In den Farbenfenstern des hohen Chores erstrahlen die Bilder der heiligsten Herzen Jesu und Mariä, des hl. Johannes des Täufers, der hl. Joachim und Anna. Sonntag Abends bei der Marienpredigt war eine große Zahl Protestanten anwesend, wie überall. Freilich kann eine einzelne Predigt die eingewurzelten Vorurtheile nicht zerstören; doch lehrt die Erfahrung, daß ein Protestant, der längere Zeit den katholischen Gottesdienst besucht, gewöhnlich katholisch wird. Die größere Andacht, welche sie in den katholischen Kirchen finden, macht einen tiefen Eindruck auf die Protestanten. In der Diocese Cleveland scheinen die Gemeinden mit einander zu wetteifern, Gott die schönste Kirche zu erbauen. Wenn man die wöchentliche Kirchenzeitung liest, so könnte man glauben, die Zeiten einer hl. Helena, Karls des Großen, eines hl. Eduard oder eines hl. Stephan von Ungarn seien wieder erstanden, nur mit dem Unterschiede, daß die Könige, die hier bauen, die katholischen Herzen der Arbeiter, Diensthboten und Landleute sind, welche die im sauren Schweiß ihres Angesichtes erworbenen Pfennige Gott weihen nach dem Vorbilde des heiligen Patriarchen: „So Gott mit mir ist und mich behütet auf meinen Wegen, und mir Brod zu essen gibt und Kleider anzuziehen . . . so soll der Herr mein Gott sein . . . und von allem, was du mir gibst, will ich dir den Zehnten opfern“ (1 Mos. 28). (Schluß folgt.)

Ein Ausflug zu den Klöstern des hl. Antonius und des hl. Paulus in der Wüste der untern Thebais.

(Mitgetheilt von P. Zullien S. J. — Fortsetzung.)

Die Ordensleute bereiteten uns eine angenehme Überraschung, indem sie während der Nacht ein großes vermauertes Thor demolirten, das der Regel gemäß nur für den Patriarchen geöffnet wird, und einmal im Jahre, um den Holzvorrath des Klosters einzunehmen. Der Abuna Hanna-Massehudi, der Ökonome und die rechte Hand des Biskops, ist ganz glücklich, uns die „Ehren des Thores“ anzuthun, und mehrere Mönche erwarten uns, um sich über unsere Freude zu freuen.

Der Abuna Hanna wird uns zur Grotte geleiten; ein junger Beduine, schwarz wie ein Abessinier, das Gewehr auf dem Rücken, die Brust behangen mit Pulverbüchsen, die an einer alten Schärpe hängen, bemächtigt sich, von seinem jüngeren Bruder gefolgt, des Koffers, der unsern Tragaltar enthält. Der Pfad, der zur Grotte St. Anton führt, steigt gegen Südwesten auf zwischen Trümmern und Erdmassen, die vom Berg heruntergekommen. Steinhäufen, die von Zeit zu Zeit an hervorragenden Punkten aufgethürmt sind, geben dem Pilger die Richtung an. Nach einer halben Stunde angestrengten Marsches hieß uns der Abuna hinter einem Felsen in einer Umwallung von lose aufeinander gelegten Steinen halten. „Das sind die Reste der Zelle, in welcher Paul der Einsältige, ein Schüler des hl. Antonius, gewohnt hat,“ sagte er. „Wenn der heilige Altvater Kranke oder Beseffene hatte, die er nicht zu heilen vermochte, sandte er sie zu seinem Schüler, überzeugt, daß Paul der Einsältige hierin eine reichere Gnade erhalten habe. Sehet diesen dicken Stein, der über 100 Pfund wiegt; eines Tages legte ihn Paul der Einsältige auf sein Haupt, indem er zu Gott sprach, er werde ihn nicht herunternehmen, bis er die Heilung eines Beseffenen erlangt hätte, den man ihm zugeführt hatte.“

Ich weiß nicht, welche Glaubwürdigkeit man diesen Überlieferungen der Mönche beimesen darf. Jedenfalls veranschaulichen uns diese kleinen Steinumwallungen von 3—4 m Länge, hinter einem großen Felsen vor dem Seewinde geschützt, recht gut jene Zellen, welche die Mönche der Wüste an Einem Tage erbauten und dem Ersten Besten schmerzlos überließen.

Wir ersteigen während einer Viertelstunde einen immer abschüssigeren Abhang. Endlich gelangen wir auf eine kleine Terrasse von wenigen Schritten, am Fuße eines langen, zugespitzten Felsens von 300 m Höhe. Hier ist der Eingang zur Grotte. Wir sind 2 km südwestlich vom Kloster, 270 m über der Kirche von St. Anton, 680 m über dem Rothen Meere und befinden uns auf dem 28.° 55' n. Br. und dem 30.° 3' ö. L. Die Fernsicht erstreckt sich über die Araba, auf das Galala-Gebirge im Norden und auf das Rothe Meer; aber ein großer Hügel von Bergrümmern verdeckt uns das Kloster.

Wir folgen mit frommem Schauder dem Abuna in den kleinen

unterirdischen Gang, der zur Grotte des Heiligen leitet. Er mißt bei 10—12 m Länge im Durchschnitt nur 1,60 m in der Höhe und 0,60 m in der Breite. Am Ende steigen wir über zwei hohe Stufen in die Höhle. Grotte und Gang sind offenbar durch Gewässer in den weißen Kalkstein des Berges gegraben. Sie mißt von Ost nach West 7 m in der Länge vom Eingang gerechnet, 2 m in die Breite und ist etwa 3 m hoch. Am östlichen Ende weitet sie sich rund aus; im Westen verzüngt sie sich und verläuft in eine Felsenspalte. In der Mitte befindet sich ein grober Altar aus zerbröckeltem Gestein.

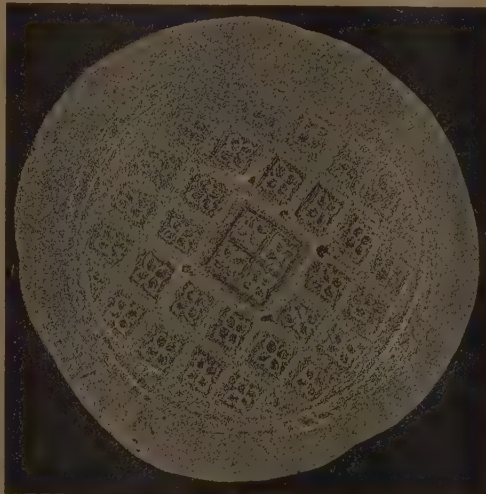
Der Abuna Hanna erleuchtet das verehrte Heiligthum mit einer Anzahl kleiner Kerzen, die er an die Felswände klebt, indem wir beten und uns zur heiligen Messe bereiten, der ersten vielleicht, die an diesem heiligen Orte gelesen. Stets werden wir als einen der schönsten Momente unseres priesterlichen Lebens

dieß heilige Opfer schätzen, dargebracht in einer Höhle der Thebais, die Zeugin der Buße des großen Antonius und Wiege des Mönchslebens war.

Beim Austritt aus der Grotte zeigte man uns in einer Höhe von 8 m der Felswand zwei Öffnungen, der des Ganges ähnlich, zu denen man nicht ohne Gefahr gelangen kann; sie führen zu einer zweiten, ganz ähnlichen Grotte. Der kleine Beduine versuchte vergeblich durch eine Felsenspalte dahinzubringen.

Die Mönche von St. Anton und St. Paul haben dieselbe Lebensweise, dieselbe Regel und beinahe dieselben Gebräuche, wie die zwei Klöster in Nitrien, von denen wir in unserer Reise durch die Wüste von Scete und Nitrien sprachen (siehe Jahrg. 1883, 228 ff.). Dreimal

des Tages beten sie das Officium in der Kirche. Diejenigen, die geistlich werden wollen, lernen lesen und arabisch schreiben, oder üben sich, ihr koptisches Ritual zu entziffern, ohne sich zu bemühen, es zu verstehen; den Rest der Zeit verwenden sie auf häusliche Arbeit oder auf gemeinschaftliches Rauchen des Schibuk an den Thüren ihrer Zellen. Ihre ganze Bibliothek besteht in einigen alten, im Thurm eingeschlossenen Büchern, die Niemand liest. Ihre Unwissenheit auch in religiösen Dingen ist groß. Diese Mönche, entartete Reste der 80 000 Mönche, die Ägypten zur Zeit des hl. Pachomius bewölkerten, sind ein todtter Zweig, abgefallen von dem großen Baume, an dem einst die ganze Welt die schönsten Blüten der Tugend bewunderte. Jetzt ist es nicht mehr die Liebe zum Gebet und zur Buße, was sie in die Einsamkeit führt. Die Einen kommen in der Hoffnung, nach einigen Jahren eines friedlichen Exilbates zu irgend einem schismatischen Bischofsstuhle berufen zu werden; denn aus den Mönchen dieser Klöster erwählt man die Bischöfe Ägyptens und Abessinien. Andere, und sie bilden vielleicht die Mehrzahl, scheinen im Kloster nichts weiter zu suchen, als ein Hospiz,



Koptisches Hostienbrod.

wo sie ohne Arbeit und Unrast eine ruhige, sorgenfreie Existenz finden. Diese Genossenschaft erinnert weit mehr an unsere Aysle für Greise, denn an unsere Trappisten und Karthäuser.

Die Mönche von St. Anton sind 19 an der Zahl, acht Priester und elf Brüder. Der Biskar (ghomos bulos) ist seit 50 Jahren im Kloster und versteht sein Amt seit 30. Er scheint milde und zurückhaltend; ich glaube, er läßt meistens die Mönche unter sich ihre kleinen Familienangelegenheiten schlichten. Der Oikonomus Abuna Hanna-Massehudi schien uns thätiger und einsichtiger, so daß es uns nicht überraschte, als wir nach unserer Rückkehr vernahmen, er sei statt Amba Jussef, der Bischof von Benisuef geworden, zum Obern des Klosters erwählt.

Einer von uns frug einige Mönche, wodurch sich ihre Tracht von derjenigen der Weltpriester unterscheide, worauf sie auf ein kleines, zwei Finger breites Band von schwarzem Serge wiesen, das vom Turban auf den Nacken fällt und sich unter dem Kleide verliert. „Das ist,“ sagten sie, „das Askim oder englische Kleid.“ Ehemals war das Askim eine Art Pallium, das von den Schultern über Rücken und Brust fiel und dessen Saum mit verschlungenen Kreuzen verziert war. Man gab das Askim nur den vollkommensten Ordensleuten. Diejenigen, die damit bekleidet waren, mußten an bestimmten Tagen fasten und jebe Nacht 300 Kniebeugungen und eine gleiche Anzahl Kreuzzeichen machen. Heute ist das verkleinerte Askim allen Ordensleuten gemeinsam und verpflichtet zu keinerlei besondern Kasteiungen. Wir erfahren noch, daß alle Priester des Klosters den Titel Ghomos oder Hegumen, d. h. Hirte, führen. Der Bischof ertheilt die Hegemonie durch einen besondern Segen den Priestern, die zur Leitung der Seelen bestimmt werden. Ein Priester kann nicht zum Bischof geweiht werden, er sei denn zuvor zum Ghomos befördert. Die Priester feiern nur selten die heilige Messe. Man liest nur eine jeden Mittwoch, Freitag und Sonntag, wobei die Priester abwechseln. Das heilige Sacrament wird nie in ihren Kirchen aufbewahrt und nie den Gläubigen zur Anbetung ausgesetzt.

Der Sakristan schenkte uns eines der kleinen, zur Consecration bestimmten Brode, dessen Abbildung wir S. 168 beifügen. Dieß Brod mißt 11 cm im Durchmesser und ist 2 cm dick. In der Mitte befindet sich ein in kleine Vierecke getheilter Kreis, den eine koptische Inschrift umgibt. Das Mittelviereck, größer als die andern, ist mit einem Kreuze bezeichnet. Ganz in seiner Nähe steht man fünf Löcher, drei oben und zwei unten. Sie stellen die fünf Wunden unseres Herrn dar. Nach der Wandlung trennt der Priester alles links, dann alles rechts vom Mittelviereck Befindliche, endlich den obern Rest. Was unter demselben theilt er in drei Stücke, die er als Communion empfängt. Das Mittelfstück läßt er in den Kelch fallen und nimmt es mit dem heiligen Blute, während die drei größern Stücke für die Communion der Gläubigen dienen oder vom Celebranten genossen werden.

3. Von St. Anton nach St. Paul.

Vom Kloster St. Anton bis nach St. Paul sind in der Luftlinie nur einige 20 km in südöstlicher Richtung. St. Anton liegt am nordwestlichen Abhange der südlichen Galalakeite am Fuße des Kolzim. St. Paul liegt am Fuße des Südostabhanges desselben Gebirgszuges auf der Seite des Rothhen Meeres. Der Reisende, der St. Anton verläßt und über das Gebirge will, sieht sich den Weg durch eine lange Felswand mit Zackigen Spizen versperrt, er muß die Kette von der Seite

des Rothhen Meeres umgehen. Nachdem er etwa 15 km im Thal der Araba am Fuß der Berge hingezogen, kann er sich nach rechts wenden in den Wabi Rigbe, der durch die Felsen bis zum Kamm des Gebirges emporsteigt, und mag von da einen steilen Pfad nach St. Paul hinunter verfolgen. Alles in Allem wird ihn neun Stunden kosten. Dieser Weg ist aber nur zu Fuß oder zu Esel möglich. Die Kameele müssen das ganze Gebirge, dort, wo es beinahe das Meer berührt, umgehen, was einen 16stündigen Ritt erfordert. Wir werden den zweiten Weg machen. Wir wissen nicht, welchen Weg der hl. Antonius einschlug, als er den hl. Paulus besuchte. Der hl. Hieronymus berichtet nur, daß er zwei Tage durch steinige Flußbette ging und den andern Morgen die Höhle des hl. Paulus fand, indem er einer Wölfin folgte, die zur Tränke ging.

Unsere Karawane setzte sich um die Mitte des Tages in Bewegung. Beim Austritt aus dem Kloster ließen wir rechts eine kleine, von Palmbäumen umgebene Quelle liegen und von Menschenhand aufgeworfene Erdhügel, Spuren der Nachgrabungen Figari Bey's nach dem vermeintlichen Erdböl. Der Weg verfolgt das Ostende der Araberwüste und führt durch Trümmer, die vom Gebirge rollten. Nichts schrecklicher als die steilen und dunklen Schluchten, die sich vom Galala herunterziehen; nichts Trostloseres und Unfruchtbarerres als diese lange, von tausend Erbstürzen zerrissene Felsenkette.

Die Nacht verbrachten wir auf dem Sande eines ausgetrockneten Gießbaches. Des andern Morgens, nachdem wir unsere Messe gelesen, gaben wir unsern Kameeltreibern vergeblich den wiederholten Befehl, aufzustehen und zum Ausbruch zu rüsten. Die armen Kerle blieben in ihren Decken eingewickelt und wiederholten mit schwacher Stimme das ewige „Haber, ich bin bereit.“ Endlich streckt Hassan seinen Kopf aus der Hülse, schaut zum Himmel und ruft: „Es ist noch nicht Zeit; die beiden Sterne der Wage sind noch nicht angekommen, wo sie sein müssen.“ Es war in der That erst 1 Uhr Morgens. Wenig hätte gefehlt, und wir hätten unsere Messe vor Mitternacht gelesen. Indeß unser Irrthum war ein glücklicher. Da wir schon um 2 Uhr aufbrachen, erreichten wir die letzten Höhen der Kette im Augenblicke, als die Sonne hinter dem Horeb und Sinai aufging. Das Schauspiel ist hinreißend. Der heilige Berg ist wahrscheinlich einer der letzten südlichen Gipfel jener großen wellenförmigen Kette (Serbal), die vor uns das ganze Sinaagebirge beherrscht und sich auf einem Himmel von Feuer abhebt. Licht, Leben und Wärme kommen uns vom dreimal heiligen Felsen, wo die wahre Sonne der Gerechtigkeit der Welt das Licht und das Leben des Sittengesetzes gebracht hat. Im Norden bedeckt ein leichter Nebel, der vor der Sonne zerfließt, mit sanften und geheimnißvollen Tinten die Wasser des Rothhen Meeres, diese Zeugen des großen Gotteswunders für sein Volk, wo versunken schlafen die Wagen und Krieger Pharao's.

Raum beachteten wir den Pharos Zafaran, dessen großer weißer Thurm auf der äußersten Spitze einer sandigen Zunge eingepflanzt ist. Wir wendeten uns gegen Mittag, stiegen herab auf den Ufersand und machten um neun Uhr Halt am Meeresstrande. Es ist eigenthümlich, daß dieser Golf von Suez, der 40 km breit ist, kaum mehr Eindruck auf uns macht, als der Nil. Das liegt zweifelsohne an den großen Bergen des östlichen Ufers, weit höher als die in unserm Rücken. Wir waren alle begierig, im Sande die hübschen Muscheln zu finden, welche die Beduinen in den Straßen von Kairo mit ihren kleinen Dattelwürsten feil bieten. Die Ernte übertraf unsere

Erwartung. Für Alle fanden sich große Weichwassergefäße (*Tridacna gigas*) von 35 cm Länge, eine Anzahl schöner Kreisel (*Strombus pugilis*) u. dgl., mehr als wir tragen konnten. Die Fluth ließ bei ihrem Rückzuge eine Felsenplatte ganz bedeckt mit Tausenden kleiner violetter Auster (*Mytilus exustus*), kleiner Schnecken mit dichten Häusern von allen Farben (*Nerita polita*), Purpurschnecken (*Purpura haemastoma*) u. s. w. Diese beträchtliche Fluth in einem etwas weniger langen, aber ebenso abgeschlossenen Meere als das Mittelmeer, brachte uns während unseres kleinen Mahles auf Physik zu sprechen. Der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstand ist in Suez dreimal so groß als in Port Said. Cassan unterbrach uns, triumphirend brachte er einen hübschen Fisch von einem Pfund, mit bunten Streifen; er hatte ihn mit der Hand gefangen. Da wir uns über den Fang verwundern, erzählte er uns, das Meer sei an dieser Stelle äußerst fischreich; die Mönche der beiden Klöster fingen an ein oder zwei Tagen den Bedarf für ein ganzes Jahr. In der That hatten wir im Kloster eine Anzahl dieser gefangenen und an der Sonne gedörrten Fische bemerkt. Die meisten haben das Aussehen und die Größe eines bescheidenen Stockfisches.

Wir durften uns nicht zu lange aufhalten, wenn wir vor Nacht das Kloster erreichen wollten. Etwas nach Mittag brachen wir auf, die Dünen immer in südlicher Richtung durchkreuzend. Das Meer entfernte sich, das Gebirge trat näher. Vor uns, 50 bis 60 km entfernt, erhoben sich äußerst zierlich die phantastischen Umrisse des Gebel-Dm-El-Tenasseb, welcher die Formen des Mailänder Domes in's Gedächtniß ruft. Weiter entfernt zur Linken sieht man den Gebel-Charib, den höchsten Berg in diesen Gegenden und vielleicht in ganz Ägypten. Noch etwas weiter und noch etwas mehr links unterscheidet man mit einiger Anstrengung den Gipfel des Gebel-Zeit (Hberg), an dessen Fuß Petroleumquellen und gute Schwefelminen in Ausbeute sind. Wir haben stets zur Rechten und ganz in unserer Nähe das Galalagebirge mit seinen tiefen schwarzen Furchen. In einem dieser Schlünde, dem Wadi Abu-Girf, hat der Reisende Wilkinson in den Felsen gehauene Grabbkammern entdeckt, die er den Griechen zuschreibt.

Bald traten wir in das Bett eines ausgetrockneten Wildbaches, der von Süden kommt und nach Norden läuft; unsere Treiber nannten ihn Wadi-el-Deir (Klosterthal). Sie zeigten uns in Mitte dieses breiten Bettes von Sand und Kiesel einen vereinsamten Felsen von 5 bis 6 m Höhe, der ganz mit kleinen Steinen bedeckt ist. „Wenn die Beduinen da vorbeigehen,“ sagten sie, „so werfen sie einen kleinen Stein auf den Felsen mit den Worten: ‚Das ist das Herz der Mönche von St. Paul, seht, was sie daraus gemacht haben.‘ Wir nennen diesen Felsen Selb-el-Nahab, Mönchs-herz.“ Das erinnert uns an eine der bizarren Ceremonien, die den Mekka-Pilgern vorgeschrieben; sie müssen bei der Rückkehr vom Bairam-Feste jeder 49 Steine auf drei kleine Bauwerke werfen, welche sie glühende Kohlen der Züchtigung nennen, und dabei ausrufen: „Allah ist groß.“ Hinter diesem Felsen wendet sich der Wadi-el-Deir gegen Abend und nähert sich dem Gebirge. Sein Bett verengt sich zwischen zwei zackigen Mauern von Lehm und Stein, die 6 bis 7 m hoch sein mögen; es scheint von den Wassern durch ihr eigenes ehemaliges Alluvium gegraben zu sein.

Es war Nacht, als wir am Fuße der Mauer ankamen; mehrere Mönche erwarteten uns mit Lichtern. Wie zu St. Anton keine Thüre, nicht einmal eine zugemauerte, sondern nur ein

dicker Strich, um uns in das Kloster zu lassen. Msgr. Morcos ist als der erste hinaufgezogen; er ruft und bittet uns, ihm zu folgen, ohne uns durch das Gepäck aufhalten zu lassen. Ich greife also zum Strich und lasse mich aufziehen. Oben finde ich das Zimmer des Elevators ganz voll Mönche, die brennende Kerzen tragen, unter ihnen Msgr. Morcos, mit herrlichen bischöflichen Gewändern aus violetttem goldbesticktem Sammet angethan. „Sehen Sie,“ sagt er, „wie sie mich bekleidet haben; ich habe sie machen lassen und werde suchen, daraus Nutzen zu ziehen.“ Gleichzeitig wirft man mir ein breites roth-goldenes Skapulier über den Kopf. Offenbar hält man mich für den apostolischen Vikar von Central-Afrika, der noch nicht gehoben ist; aber Msgr. Morcos verbietet mir allen Widerstand. Ich lasse mir also noch einen schönen Mantel gleicher Farbe umhängen. Sowie unsere Begleiter durch die Fallthüre erscheinen, gibt man ihnen Kerzen, und die Prozession beginnt.

Die Laienbrüder und Priester in ihrer gewöhnlichen Tracht mit Fackeln in der Hand gehen voraus; dann folgen drei Mönche in einer Linie mit Bannern, über denen ein Kreuz aufragt, das größte in der Mitte, darauf der Sängerkor und zwei Rauchfässer. Sie palmobiren in nähelem Tone eine Art eintöniger Litanei, deren stets sich wiederholende Cadenz mit Cymbeln und Schellen begleitet wird, welche sie mit einem großen Nagel bearbeiten. Bei jeder Cadenz machen die Rauchfässerschwinger vor Msgr. Morcos eine tiefe Verbeugung und geben drei Züge. Alle wiegen und bewegen sich während sie singen nach rechts und links nach Art der Imanen, wenn sie den Koran lesen. Alles das contrastirt seltsam mit der Würde und Sammlung des Msgr. Morcos in seinen bischöflichen Gewändern, das bischöfliche Kreuz in Händen.

Es dauerte lange, bis wir die Kirche erreichten. Endlich ist Msgr. am Altare angekommen, auf sein Zeichen legt sich nun der Gesang und schweigen die Instrumente und er hält den aufrecht vor ihm stehenden Mönchen eine warme Ansprache. Er dankt ihnen für die Ehre, die sie dem heiligen Stuhle Petri erweisen, dessen unwürdiger Diener er sei, ermahnt sie, sich zu vereinen mit der heiligen und einigen Kirche, die Jesus Christus gegründet und dem hl. Petrus vertraut habe. Er endigt mit einigen Ausrufen, auf welche alle mit Begeisterung antworten: „Amin, Amin,“ indem sie die Hand auf das Herz legen. Der Bischof wird sodann feierlich zum bischöflichen Stuhle geführt, einem Plaze an der Epistelfeite, in dem für die Cleriker reservirten Theil der Kirche. Nachdem er Plaz genommen hat und der Gesang zu Ende, stellt sich einer der ältesten Mönche ihm gegenüber und verliest aus einem alten Ritual eine Art Willkomm und bittet um seinen Segen. Msgr. Morcos antwortet mit einigen Worten voll Würde und Liebe, indem er noch einmal auf die Nothwendigkeit und das Glück zurückkommt, dem wahren Statthalter Jesu Christi, dem römischen Papste, zu gehorchen. Dann segnet er alle Umstehenden mit dem metallenen Kreuze, worauf sich die Mönche zurückziehen, indem sie das Kreuz und die Hand des Bischofs küssen.

Die kirchlichen Empfangsfeierlichkeiten sind vorüber, die bürgerlichen beginnen. Wir werden der im Zimmer des Vikars Abuna Jakub versammelten Communität vorgestellt. Alles, seine Zelle wie die Kirche, ist noch ärmlicher und unordentlicher als in St. Anton; auch die Mönche haben etwas Nachlässigeres und Bäuerrischeres an sich. Kaum können wir unter den Mönchen, die uns umringen, den Vikar erkennen. Abuna Jakub hat nichts, was ihn äußerlich unterscheidet. Mittlere

Größe des Leibes wie des Bartes, schüchternes Aussehen. Ein junger, dicker und starker Mönch spricht gewöhnlich für ihn. Die Mönche sind ihrer 25, neun Brüder und 16 Priester, von denen zehn den Titel Ghomos haben. Einer aus ihnen, Abuna Tadros, ist beinahe 90 Jahre und hat seit 60 das Kloster nicht verlassen. Wenn wenigstens unser Besuch diese Seele gewinnen könnte, die ihrer Ewigkeit so nahe ist. Mehrere Mönche sind durch die Worte Mgr. Morcos' gerührt und wünschen ihn unter vier Augen zu sprechen. Mgr. Morcos verbringt einen Theil der Nacht mit diesen Unterhaltungen.

Das Zimmer, das man uns anweist, jedenfalls das beste

und bequemste und für Fremde bestimmt, hat kein Glas in seinem kleinen Fenster, sein Boden ist abgenutzt und an mehreren Stellen durchgetreten; die Decke ist die einer Hütte, indem einige morsche Balken Lagen von Palmlättern tragen. Alles das macht so sehr den Eindruck des Unschönen, daß man nicht ohne Vorsichtsmaßregeln sich hineinbewegt. Unsere Wirthin sind denn auch weder überrascht noch beleidigt, als wir vorziehen, im Freien zu schlafen. Sie beeilen sich, uns Teppiche auf dem Pflaster des Hofes nächst dem Elevator auszubreiten, woselbst wir eine angenehme Nacht verbracht.

(Schluß folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

Norwegen.

Hammerfest. Seitdem wohl ausgerüstete Schiffe den Sommer über regelmäßig die norwegische Küste bis hinauf zum Nordkap befahren, wird dieser merkwürdige Punkt und Hammerfest, die nördlichste Stadt der Erde, alljährlich im Juli von vielen Vergnügungsreisenden besucht. Den Hauptanziehungspunkt bildet die Mitternachtssonne, d. h. das seltsame Schauspiel, daß die ganze Sonnenscheibe einen Monat lang auch bei Nacht sichtbar bleibt und die wild zerklüfteten Felsinseln, Gletscher und Fjorde dieser nördlichen Landschaft mit einem wunderbar magischen Lichte erleuchtet. Während der Fremde sich im Sommer kurze Zeit dieses Naturschauspiels erfreut, ist es für den Einheimischen nur eine schwache Entschädigung für das harte Polar Klima und den langen, strengen Winter, welcher mit demselben zusammenhängt. Da kommen keine Vergnügungsreisenden mehr, von denen ohnehin kaum einer sich um das Missionswerk der katholischen Kirche zu kümmern pflegt. Da denkt schon gar Niemand mehr an die katholischen Missionäre und an die guten deutschen Schwestern der hl. Elisabeth aus Reisse, die hier im höchsten Norden, weit über den Polarkreis hinaus, einen mehr als halbjährigen Winter zu überstehen haben, wie man ihn in Deutschland nie erlebt, fast unter lauter Protestanten, zu denen sich im Sommer noch zahlreiche schismatische Russen und heidnische Lappen gesellen. Viel Neues läßt sich aus einer solchen Station nicht berichten. Von den Protestanten immer noch mit mehr oder weniger Mißtrauen und Vorurtheil betrachtet, sind sie darauf angewiesen, den wenigen Katholiken die Segnungen der Religion zu spenden, einer kleinen Schaar Kinder die Wohlthat einer von christlichem Geiste geleiteten Erziehung zukommen zu lassen, Arme und Verlassene, wer sie auch seien, in ihrem Spital zu versorgen und durch Werke der Barmherzigkeit jene Vorurtheile zu zerstreuen, welche einer weiteren Einwirkung der katholischen Kirche im Wege stehen. Daß sie keineswegs umsonst arbeiten, mag das folgende theilnahmevolle Schreiben bezeugen, das ein Protestant jüngst über ihre Thätigkeit veröffentlicht hat:

Die Katholiken haben ihren alten Grundbesitz verkauft und dafür zwei zusammenhängende und ein einzeln stehendes Haus im Innern der Stadt erworben. Die beiden zusammenhängenden Häuser sind durch bauliche Veränderungen zu einem Ganzen verschmolzen. Es befindet sich darin eine Wohnung für zwei Geistliche, eine Lehrerin und fünf barmherzige Schwestern, sowie mehrere Krankensäle, worin zur Zeit 14 Patienten Aufnahme gefunden haben. Zum Krankenhause gehört eine kleine Badeanstalt mit den neuesten Vorrichtungen für verschiedene Sorten von Bädern, ferner ein Operationszimmer

mit vielen neuen und zeitgemäßen chirurgischen Instrumenten. Das dritte Grundstück liegt gerade vor dem Hafendamm, und will man darauf im Frühjahr mit dem Bau einer neuen Kirche beginnen. Dahinter ist ein sehr großes Schulhaus mit Lehrerwohnung im Bau begriffen. Man sieht daraus, daß die katholische Mission hier eine sehr bedeutende Wirksamkeit entfaltet, die der kleinen armen Stadt zum unschätzbaren Segen gereicht. Die barmherzigen Schwestern gehen umher und helfen mit Rath und That, wo es auch immer sei, wenn man nur nach ihnen schickt. Sie sind aber, wie sich denken läßt, sehr durch ihr Krankenhaus in Anspruch genommen. Dasselbe ist in der Regel gut besetzt, denn es werden dort die aufgenommen, welche an den gefährlichsten Uebeln leiden, weil sie hier von den kundigen Händen der Schwestern genau nach den Vorschriften des Arztes und mit Hilfe der besten Apparate versorgt werden. Der Distriktsarzt der Stadt ist fest engagirt für ihr Krankenhaus. Viele Krüppel und andere Kranke, die für unheilbar gelten, werden hier versorgt, weshalb wir Grund haben, die treuen Pflegerinnen zu ehren und froh zu sein, daß die Mission sich eine von der Natur so stiefmütterlich behandelte und an der äußersten Kante der Erde gelegene Stadt für ihr wohlthätiges Wirken auserkählt. Auch kann man die Schwestern nicht beschuldigen, daß sie bei ihrer dienstwilligen Aufopferung Proselyten zu machen suchen, denn ihr Ziel ist nur, Gott zu gefallen und ihren Mitmenschen Wohlthaten zu erweisen, ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß."

Die letzten Worte bekunden genugsam, welche Vorsicht und schonende Liebe sich die Schwestern in Bezug auf ihre heiligsten und berechtigtesten Wünsche auferlegen müssen, um das Gute zu thun, das sie stiften. Gewiß verdient ihre opferreiche und hingebende Thätigkeit aber nur desto mehr, durch die Gebete und die Hilfe unserer Leser unterstützt zu werden. Es wird gewiß die Stunde kommen, wo diese stillwirkende Predigt des schönsten Beispiels und der liebevollsten Wohlthätigkeit auch Früchte des Glaubens bringen wird!

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch die übrigen norwegischen Missionsstationen der Theilnahme unserer Leser auf's Herzlichste empfohlen haben. Die Königsstadt Christiania, die altherwürdige einstige Metropole Drontheim, die belebte Handelsstadt Bergen, die kleineren Städte Fredrikstad und Fredrikshald im Süden, Tromsø, Alstengard und Hammerfest im Norden haben ihre wohlorganisirten kleinen katholischen Gemeinden. In Drontheim ist mit der Missionsparre sogar ein kleines Missionsseminar verbunden, in welchem einige junge Leute, meist Franzosen, sich für das apostolische Wirken in Norwegen ausbilden. Aber alle diese Gemeinden sind noch klein, die Katholiken gehören größerntheils der untern und armen Volksklasse an und die Missionäre sind deshalb noch immer an die Wohlthätigkeit des Auslandes gewiesen. Nicht

weniger thut herzlich, inständiges Gebet noth. Der Sonntagsgottesdienst der meisten Stationen wird vielfach von Protestanten besucht. Sie freuen sich an der Würde und Schönheit des Gottesdienstes. Sie erbauen sich an der tiefen Frömmigkeit und der Folgerichtigkeit der Lehre, welche in den Predigten zu Tage tritt. Der Priester gilt nicht mehr als Ungeheuer, als der Stellvertreter des Antichrists, wie er einst von den Urhebern der Glaubensstrennung verschrien worden war. Aber mit der Kraft des einstigen Hasses gegen die Kirche ist zum Theil auch der Ernst in religiösen Dingen und die Überzeugung abhanden gekommen, daß Christus nur eine Kirche gestiftet hat und daß man dieser Kirche angehören muß, um selig zu werden. In den Städten greift der Unglaube mächtig um sich; auf dem Lande sind die lutherischen Prediger durch ihre meist zahlreichen Familien mit soviel anderen Familien verwandt und mit deren Interessen verwachsen, daß auch bei abnehmendem Glauben an Luthers eigentliche Lehre protestantischer Einfluß und protestantische Vorurtheile doch fortbestehen. Das Sectenwesen ist stark im Schwung und selbst die Mormonen haben aus Norwegen ansehnlichen Zuwachs erhalten. Dem

doppelten Strom des Unglaubens und Irrglaubens kann nur ein mächtigerer der Gnade und des Gebetes begegnen.

Damit aber die einst so blühende Kirche Norwegens sich wieder gleich derjenigen Englands aus ihren Trümmern erhebe, ist es von höchster Wichtigkeit, daß die mühsam errichteten Kirchen, Schulen, Missionshäuser und kleinen Spitäler wirksame Unterstützung finden, auf daß sie sich erhalten und weiter entwickeln, die Schönheit des katholischen Gottesdienstes gebührend entfalten und in Werken der Barmherzigkeit sich recht freigiebig erweisen können. Es handelt sich um ein Brudervolk, das uns durch tausend Erinnerungen der Vergangenheit, durch seine Sprache, durch seinen treuen, kräftigen, männlichen Volkscharakter so nahe steht — und an das wir oft mit herzlicher, thatkräftiger Liebe denken sollten!

Tongking.

Die Dominikaner-Missionen in Tongking umfassen das Land zwischen dem Rothen Flusse und der chinesischen Grenze und zerfallen in drei apostolische Vikariate: Mittel-Tongking, Nord-Tongking und Ost-Tongking.

Nord-Tongking steht unter der Leitung Msgr. Colomiers. Es liegt zwischen dem 21. und 23. Grad nördl. Breite und bildet ungefähr ein Viereck, dessen Seiten 200 km betragen, mag also eine Größe von etwa 40 000 □ km haben. In diesem Gebiete befinden sich die im letzten französisch-chinesischen Kriege oft genannten Städte Bac-Ninh und Long-son. Die Bevölkerung wird auf drei Millionen angegeben, darunter sind 25 000 Christen, welche in 128 Gemeinden leben. Davon

haben aber nur 80 ein Kirchlein, oder wenigstens ein Haus, das eigens für den Gottesdienst bestimmt ist. 24 Priester besorgen die Mission, darunter fünf spanische und zwei tongkinesische Dominikaner; die übrigen sind eingeborne Weltpriester, welche in den beiden Seminarien der Mission herangebildet wurden.

Mittel-Tongking umfaßt die beiden Provinzen Hong-Yen und



Spital und Missionsgebäude in Hammerfest.

Nam-Dinh, südlich von Hanoi, längs des Rothen Flusses. Dieser Theil Tongkings ist zwar seinem Flächenraume nach nicht sehr groß, dafür ist aber die Bevölkerung an manchen Stellen selbst dichter als in Belgien und wird auf vier Millionen angegeben. Die Missionäre verwalten eine Herde von mehr als 150 000 Katholiken in 572 Gemeinden, von denen 470 eine Kirche oder sonst ein katholisches Gotteshaus besitzen. Der Oberhirt dieses Vikariates, Msgr. Emmanuel Riano O. P., Titularbischof von Chaumaci, hat soeben im Kloster Avila in Spanien nach einem mühevollen Leben seine Seele in die Hand Gottes übergeben. Sein Nachfolger ist der hochw. Herr Benzeslaus Dnate O. P., Titularbischof von Zpsopolis, der schon länger als Coadjutor das Vikariat leitete. 51 Priester, darunter acht spanische und fünf tongkinesische Dominikaner,

der Rest von den Dominikanern herangebildete Eingeborene, versehen die Arbeiten der Mission.

Ost-Tongking, das kleinste der drei Vikariate, liegt zwischen der Südgrenze China's und dem Golfe von Tongking. Es zählt 36 000 Katholiken in 197 Gemeinden. Msgr. Joseph Ferres, Titularbischof von Cybisse, verwaltet dasselbe mit Hilfe von 27 Priestern, wovon drei spanische und drei tongkinesische Dominikaner, der Rest wiederum von den ehrw. Vätern zum Priesterthume herangebildete Eingeborene sind.

Den Priestern stehen bei der Predigt des Evangeliums zahlreiche Katechisten hilfreich zur Seite. Fast alle gehören dem dritten Orden des hl. Dominikus an und weihen gewöhnlich unter Leitung und Aufsicht der Missionäre ihr ganzes Leben dem Unterrichte der Kinder und Neubekehrten. Diese Katechisten bilden je nach den Diensten, welche sie der Mission geleistet haben, drei Klassen und genießen unter ihren Glaubensbrüdern gewisse von der Kirche anerkannte Vorrechte. Es mögen in den drei Vikariaten gegenwärtig etwa 300 dieser vortrefflichen Hilfsarbeiter thätig sein. Die Heranbildung junger Leute, welche zu dieser Hilfschaar stoßen sollen, ist denn auch eine Hauptaufgabe der Missionäre. Mehrere Katechistenschulen wurden also von den Dominikanern gegründet, und gegenwärtig werden in denselben für Mittel-Tongking 125, für Nord-Tongking 134 und für Ost-Tongking 171, im Ganzen also 430 Jünglinge unterrichtet. Zu diesen Katechistenschulen kommen mehrere Seminarien, in denen 160 Jünglinge im Latein und später in den nothwendigsten theologischen Studien Unterricht empfangen.

Eine ebenfalls große Hilfe leisten den Dominikanermissionären zahlreiche Schwestern vom dritten Orden des hl. Dominikus, die in Klöstern zusammenleben und sich verschiedenen Arbeiten, namentlich der Erziehung der kleinen Mädchen, im Dienste der Mission widmen. Das Vikariat Mittel-Tongking, dessen dichte Bevölkerung ganz besonders Unterstützung bedarf, zählt 19 solcher Klöster oder Beguinagen, in denen 434 Tertiarschwestern ein gemeinschaftliches Leben führen. Etwa 700 Kinder, welche meistens von heidnischen Eltern gekauft wurden, werden von ihnen in zwei großen Waisenhäusern unter der Leitung der Missionäre erzogen. Die beiden andern Vikariate haben ebenfalls ihre Klöster und dazu gehörigen Waisenhäuser.

Im letzten Jahre wurden in den drei Vikariaten etwa 90 000 Heidenkinder in Todesgefahr gekauft; zwei Drittel dieser Zahl fällt auf Mittel-Tongking; das letzte Drittel vertheilt sich

auf Nord- und Ost-Tongking. Von allen sind nur etwa 600 am Leben geblieben. Die Zahl der Bekehrten unter den Erwachsenen wird auf rund 700 angegeben.

Gott sei Dank, haben diese Missionen, welche von den Söhnen des hl. Dominikus mit so großer Aufopferung geleitet werden, bis jetzt weniger zu leiden gehabt, als die beiden andern Vikariate Tongkings (West- und Süd-Tongking), welche unter der Leitung der Missionäre des Pariser Seminars der auswärtigen Missionen stehen und deshalb schon der Nationalität dieser Missionäre wegen einer feindseligeren Behandlung bloßgestellt waren. Mit Recht beriefen sich die Dominikaner, um die Schrecken des Krieges von ihrer Herde und ihren Anstalten möglichst abzuwenden, auf die Neutralität der spanischen Nation, der sie angehören.

Zunächst wandten sie sich an die Mandarine von China und erhielten von zwei Mandarinen erster Klasse eine feierliche Erklärung, in welcher geboten wurde, die Christen ihrer Religion wegen nicht zu beunruhigen und gegen keinen Europäer, mit Ausnahme der Franzosen und deren Bundesgenossen, zu kämpfen. Dann baten sie auch den Gouverneur der Philippinen um seine Verwendung; derselbe machte durch seinen Gesandten in Peking die geeignete Vorstellung, und dort wurden die spanischen Missionäre und ihre Gemeinden feierlich für neutral erklärt. Überdies schickte der Gouverneur der Philippinen den Dampfer „Belasco“ an die Küsten Tongkings, um im Nothfalle die Missionäre an Bord zu nehmen. Trotz der Neutralitätserklärung sahen sich die Missionäre Angesichts der drohenden Gefahr genöthigt, ihr Personal und namentlich die Schwestern und Kinder in einige Zufluchtsstätten zu sammeln, über deren Thoren man das Kreuz und die spanische Fahne aufpflanzte.

Namentlich Nord-Tongking, das in letzter Zeit den Haupt-

schauplatz des Krieges bildete, hatte schwer zu leiden. Msgr. Colomer, sein apostol. Vikar, schreibt u. A.:

„Wir leben umringt von Raubzügen, Brandstiftungen und Rachehaten. Wie oft sehen wir vor unsern Augen Opfer dem Tode überliefert, ohne daß wir helfen können! Die Räuberbanden sind eine Geißel des Landes; die Anarchie, welcher der Hof von Tongking seine Unterthanen überläßt, gestattet Jedem Selbststrafe; daher eine Anzahl Morde unter dem Vorwande des Krieges. . . Doch haben wir in unserm Vikariate, Dank der göttlichen Barmherzigkeit, nicht so viel Unglück zu beweinen, als unsere Nachbarn, die französischen Priester der auswärtigen Missionen. Über diese hat sich das Hauptgewitter entladen; wir sind mit wenigen Donnereschlägen davon gekommen.“



R. P. Michael Portell O. P., Provincial-Vikar,
und Lukas Michel O. P., Missionär von Mittel-Tongking.

Dreimal mußten französische Truppen den Bischof und die spanischen Missionäre in Re-Re beschützen. Mgr. Colomer hofft, daß der Krieg der Ausbreitung des Evangeliums nützen werde. Möge er sich darin nicht täuschen! Freilich spricht auch er die Furcht aus: „Wenn nur die Franzosen ein Land nicht verlassen, das ihnen so viel Geld und Blut kostet! Thäten sie es, so müßten wir vielleicht auch flüchten, und unsere Feinde brauchten dann nicht mehr auf den Kopf eines Bischofs 30 und auf den Kopf eines Missionärs 20 Silberbarren zu setzen, wie sie es in letzter Zeit thaten.“

Über das Schicksal der Missionäre nach der französischen Schlage von Long-son sind noch keine Nachrichten eingetroffen. Hoffen wir, daß die Befürchtungen Mgr. Colomers sich nicht erfüllen!

Apostol. Vikariat Westkongking. Die Unglücksnachrichten aus Westkongking haben noch immer nicht aufgehört. Unter dem 13. April 1885 schreibt Mgr. Puginier aus Hanoi wie folgt:

„Unsere Mission, die schon seit drei Jahren so schwer zu leiden hat, ist eben jetzt wiederum von einem neuen Schlage betroffen worden.“

Im Norden des Landes bilden die Provinzen Son-tay, Hung-hoa, Tuyen-Quang einen Missionsbezirk, der sechs Pfarreien und eine christliche Bevölkerung von 12 000 Seelen umfaßt. Augenblicklich sind fünf von diesen Pfarreien durch die Schwarzflaggen und starke Rebellenbanden zerstört worden. Sechs Priester mußten sich nach Son-tay flüchten, weil sonst ein sicherer Tod ihrer erwartet hätte.

Der Pfarrer von Hung-hoa ist am 7. April 6 km südlich von seiner Pfarrei in Gefangenschaft gerathen. Um den Chinesen zu entgehen, hatte er sich mit mehr als 300 Frauen und Kindern auf die Flucht begeben; aber eine Bande lauerte ihnen auf, und beim Übergange über den Schwarzen Fluß fielen sie in die Hände der Feinde. Die Frauen und Kinder erhielten ihre Freiheit wieder, als man die elenden Lumpen sah, welche Alle bedeckten; der Pfarrer und sein Diener aber wurden geknebelt. Was aus dem Priester geworden ist, weiß ich nicht; sicher ist nur, daß er in ein Dorf geführt wurde, welches von den Schwarzflaggen besetzt ist. Meine Befreiungsversuche blieben fruchtlos, trotz des bedeutenden Lösegeldes, das ich anbot.

Etwa 30 Christengemeinden haben die Chinesen zerstört. In einer derselben, die 1000 Seelen zählte, wurden 20 Christen ermordet; die anderen erlitten geringere Verluste. Die Christen sind geflohen, die meisten in's Gebirge, einige auch zu Bekannten in heidnische Dörfer. Etwa 1000 Frauen und Kinder haben sich nach Ha-noi und Son-tay gerettet; für ihren Unterhalt müssen die Missionäre sorgen, denn die meisten sind mit leeren Händen gekommen. Selbst begüterte Familien konnten nichts auf die Flucht mitnehmen, denn man hätte sie unterwegs sicher ausgeplündert und vielleicht sogar ermordet. Häuser, Vieh u. s. w., Alles mußten sie den Feinden überlassen, um nur das nackte Leben zu retten.

Es sind nunmehr schon 18 Jahre, daß der Bezirk von Son-tay so schwer heimgesucht wird. In den Jahren von 1867 bis 1875 verwüsteten Rebellenbanden, Schwarz- und Gelbflaggen ihn zu wiederholten Malen unter schrecklichen Greuelthaten. In einer Pfarrei von 3500 Seelen kamen in dem Zeitraum von fünf Jahren 2500 Personen durch das Schwert oder durch Elend um's Leben.

In den letzten drei Jahren ergoß sich über denselben Bezirk

fast ohne Aufhören ein Unglück nach dem andern. Wenn mitunter einmal eine Pause von ein paar Monaten eintrat und die Christen sich zur Rückkehr an den heimatlichen Herd verlocken ließen, so mußten sie diese trügerische Ruhe theuer bezahlen. Wiederholt machten unvermuthet die Schwarzflaggen einen Überfall, plünderten und verbrannten die Häuser, megelten viele Einwohner nieder und schleppten Hunderte von Frauen und Kindern in die Gefangenschaft.

Schon wieder erhalte ich Nachricht über die Verheerung von vier anderen Christengemeinden. In einer derselben, in Duc-Phong, der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, gelegen 6 km oberhalb von Hung-hoa, versuchten die Christen sich zu vertheidigen; aber bei der Überzahl und guten Bewaffnung der Feinde mußten sie den Kürzeren ziehen. Mehrere wurden verwundet und mußten in die Wälder fliehen. Von Tag zu Tag wird im Norden die Lage der Christen ungünstiger. Beten Sie doch nur ja für unsere Mission.

Der Krieg ist freilich überall ein Unglück; aber in Europa sind seine Folgen vorübergehend und betreffen nur einzelne Gegenden. In Tongking dagegen ist er eine Geißel für das ganze Land und jeden Einzelnen; denn Räuberei, Brandstiftung, Mordmorde und zuweilen förmliche Schlächtereien bilden sein unvermeidliches Gefolge. Wenn aber auch die ganze Bevölkerung zu leiden hat, so werden doch unsere Christen doppelt hart betroffen. Die Heiden machen zuletzt gemeinsame Sache mit dem Feind und schließen sich den Räuberbanden an. Unseren Christen aber bleibt nichts Anderes übrig, als die Flucht, bei der sie all ihr Eigenthum preisgeben müssen. Es ist auch gar nicht selten, ein christliches Dorf in Trümmern und Asche zu finden, während rings umher alle heidnischen Dörfer unversehrt sind. Die Chinesen und die Rebellen, welche im Sold der Manbarine stehen, wissen darin sehr genau zu unterscheiden.“

Am Schlusse seines Briefes dankt Mgr. Puginier der französischen Ausgabe der „Missionen“ für die reichen Almosen und Unterstützungen seiner Mission. Auch unsern Lesern gelten diese Dankesworte, da auch ihre Beiträge unter diesen Almosen sich befinden. „Die Zeitschrift „Die katholischen Missionen“,“ so lauten Mgr. Puginiers Worte, „leistet seit lange unserer Mission unschätzbare Dienste. Ihre Leser haben eine Großmuth bewiesen, gegen welche wir sicherlich nicht undankbar sein werden. Da wir unsere Schuld nicht anders als durch unser Gebet abzahlen können, so werden wir es hierin nicht an uns fehlen lassen und Tag für Tag den Segen des Himmels über unsere Wohlthäter herabflehen.“

Nordostafrika.

Die Missionäre des apost. Vikariats Centralafrika mußten sich, wie unsern Lesern bekannt ist, aus den Sudanländern mit den Trümmern ihrer Mission nach Kairo zurückziehen. Von dort schreibt uns der Missionär Fr. Kav. Oeyer unter dem 27. Mai 1885:

„Unsere Mission von Centralafrika willt noch stets im un freiwilligen Exil hier in Kairo. Nachdem die letzte Sudan-Expedition der Engländer erfolglos geblieben war und uns nur die traurige Nachricht vom Falle Chartums, dem Centrum der Mission, gebracht hatte, waren unsere Hoffnungen auf die nächste Herbst-Expedition nach Chartum gerichtet. Indeß beschloß England unerwartet, diese Expedition aufzugeben und die Truppen nach Norden zurückzuziehen. Die südlichsten Posten Merawi und Debba sind schon beinahe von den englischen Truppen geräumt und die Auswanderung von Dongola geht eben jetzt vor sich. Die Südgrenze Aegyptens soll nunmehr

Wady-Halfa sein und dortselbst, sowie in Korosko und Assuan, engliche Besatzung zurückgelassen werden. Werden jedoch die Horden des Mahdi diese neue, schwachbesetzte Grenze respectiren? In hiesigen Kreisen fürchtet man sehr für Oberägypten, und selbst in hiesigen englischen Blättern trat die Ansicht zu Tage, daß sich Ägypten in Kürze zum Schutze seiner neuen Südgrenze wehren müssen. Nur innere Wirren und Aufstände im mahdianischen Reiche könnten etwa dem falschen Propheten für den Augenblick das weitere Vordringen nach Norden unmöglich machen. Im Übrigen ist es kaum wahrscheinlich, daß das Aufgeben des Sudan für lange Zeiten dauern werde; der Sudan muß wieder erobert werden, sei es von England oder einer andern Macht, und diese Eroberung ist nur eine Frage der Zeit.

Unsere armen Gefangenen, die früher bei Omburman die schreckliche Scene des Falles Chartums mitansehen, sind nach den neuesten Nachrichten nach Abba am weißen Fluß im Süden Chartums verbracht worden. Der Priester Aloys Vonomi befindet sich in El-Obeid. Vor einiger Zeit gingen von Dongola aus zwei Boten ab, der eine nach Obeid, der andere nach Chartum, um Notizen über die Armen zu erhalten und womöglich deren große Noth zu lindern. Etwa eintreffende Nachrichten werden vom hochw. Johann Döhl in Empfang genommen werden, der sich zu diesem Zwecke am 21. d. M. von hier nach Wady-Halfa begab. O möchten doch endlich die unsäglichen Leiden und Trübsale dieser Gefangenen ein Ende nehmen und sie der betrübn Mission zurückgegeben werden!

Indeß sind wir hier in Kairo mit der Erziehung der aus Chartum geretteten Neger beschäftigt. Die Negerknaben sind keineswegs so unfähig, wie man sie öfters geschildert findet. Mehrere unserer Knaben konnten sich an Begabung und Eifer gut mit jedem Schulknaben in Deutschland messen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Neger im europäischen Klima größtentheils körperlich und geistig zu Grunde gehen. Dieser Mißstand tritt hier in Kairo nicht ein, und können sie sich hier in den Geist unserer heiligen Religion hineinleben, ohne den schädlichen Einflüssen eines zu kalten Klimas zum Opfer zu fallen. Was man bisher stets angestrebt, kann hier verwirklicht werden: einige unserer Neger versprechen, als Katechisten tüchtige Stützen für die Mission zu werden und später als solche unter ihren Stammesbrüdern wirken zu können, sobald uns Gott den Einzug nach dem Sudan wieder ermöglicht haben wird. Für mich ist es öfters bis zu Thränen rührend, diese kleinen Schwarzen für ihre heidnischen Eltern im Sudan, denen sie von unmenschlichen Sklavenräubern entrissen wurden, beten zu hören und dabei zu bedenken, daß wir sozusagen gewalttham von den zahllosen Seelen ihrer inner-afrikanischen Heimath ferne gehalten sind.

Am heiligen Pfingstfeste fand die feierliche Taufe von fünf Katechumenen statt in unserer hiesigen Herz-Jesu-Kirche. Zwei Negerjünglinge aus dem Stamme der Dinka und drei Mädchen aus Darfur, die seit längerer Zeit vorbereitet worden waren, wurden auf die Namen Joseph, August, Magdalena Elssa, Maria Concepta und Maria Franziska getauft. Die Patenstellen vertraten katholische Herren und Frauen der Stadt. Soeben bereiten wir eine zweite kleine Schaar Neger auf die heilige Taufe vor. Binnen Kurzem wird der hochw. apost. Vikar Msgr. Sogaro einer Anzahl von Negern beiderlei Geschlechtes die heilige Firmung erteilen. So ist denn auch die Zeit unseres Exils mit einigem Trost gewürzt.

Indeß bleibt uns nichts übrig, als zu beten, daß uns der liebe Gott wieder den Zutritt zu den Negern Inner-Afrika's freigebe und so die Neger von den Schrecken der mahdianischen Tyrannei und Barbarei erlöse."

Südafrika.

Sambeßi-Mission. Dunbrody. Im Laufe des vorigen Jahres hat für diese Mission eine wichtige und, wie wir hoffen, segensreiche Veränderung stattgefunden. Es wurde nämlich in der ehemaligen Trappisten-Kolonie Dunbrody, welche gegen Ende des Jahres 1882 auf Wunsch des hochw. Bischofs in den Besitz der Gesellschaft

Jesu übergegangen war, von dieser ein Studienhaus zur Ausbildung der für Südafrika bestimmten Missionäre gegründet. Die neue Station liegt nordöstlich von der Algoa-Bay, dort, wo der Witte River in den Sunday River mündet. Die jüngeren Ordensmitglieder, welche der Sambeßi-Mission zugewiesen sind, werden also in Zukunft in Südafrika selbst ihre Ausbildung erhalten; sie werden sich so allmählich an das afrikanische Klima, welches bisher so viele Opfer forderte, gewöhnen können und Gelegenheit haben, sich frühzeitig mit den Sitten, den Gebräuchen und dem Charakter der Eingebornen vertraut zu machen und leichter und besser die Landessprache zu erlernen. Dunbrody wird auch die Centralstation für die ganze Sambeßi-Mission bilden. Der hochw. P. Welb, welchem die Oberleitung der Mission anvertraut ist, hat dort seinen Wohnsitz genommen. Es zählt gegenwärtig bereits gegen dreißig Ordensleute. Im Herbst des vorigen Jahres hat P. Croonenberghs, einer der sechs Missionäre, welche zuerst in der Sambeßi-Mission thätig waren, 16 seiner Ordensbrüder aus Europa dahin geführt. Nachstehend theilen wir den Schluß des Reiseberichtes mit, worin er die glückliche Überfahrt nach Afrika und die Ankunft in Dunbrody meldet.

"Ermüdet von der langen Reise," so schreibt er unter dem 20. October 1884, "sahen wir mit Sehnsucht der Stunde entgegen, wo wir an unserm Ziele anlangen und inmitten unserer Mitbrüder ausruhen würden. Von Blun Cliss aus (so heißt die Eisenbahnstation, wo die Reisenden ausgestiegen waren) durchwanderten wir seit zwei Stunden eine öde Gegend, da gewahrten wir auf einmal bei einer Biegung des Weges in geringer Entfernung einige unscheinbare Gebäulichkeiten. Es war Dunbrody. Der Anblick erfüllte uns mit Freude, wir verdoppelten unsere Schritte. Ein frischer, fröhlicher, weithin schallender Lufsch, den einer unserer Musiker auf seinem Horne blies, verkündete unsere Ankunft. Bald kam man uns entgegen, und nach einer kleinen Weile hatten wir die Freude, unsern geliebten Obern, den hochw. P. Welb, zu umarmen. Wir kamen etwas unverhofft; aber der Empfang war darum nur um so herzlicher und die Freude um so lebhafter.

Nun galt es aber, die 17 neuen Ankömmlinge, welche man erst einige Wochen später erwartet hatte, unterzubringen. Es fehlte an Zimmern, Betten und Möbeln. Aber die Liebe hilft über Alles hinweg. Zwei von uns fühlten sich nach der langen Reise unwohl; sie erhielten das Beste von dem, was vorhanden war. Von den Übrigen suchte Jeder unterzukommen, wo und so gut er es konnte. Etwas trockenes Gras diente als Matratze. Die Armuth, welche überall herrscht, ist groß. Nirgendes ist der Boden mit Steinplatten oder Brettern belegt, überall die bloße Erde. Zu diesen Unannehmlichkeiten gesellen sich zahlreiche andere Entbehrungen, welche die gegenwärtigen Verhältnisse mit sich bringen. Das vorhandene Vieh reicht für den Unterhalt so vieler Bewohner nicht aus, und im Garten und auf den Feldern wächst bis jetzt, aus Mangel an Wasser, weder Korn noch Gemüse. So müssen wir uns in Allem auf das Nothwendigste beschränken. Nun, der Missionär hat ja auch nicht deshalb Familie und Vaterland verlassen, um in Afrika ein bequemes Leben zu führen.

Nachdem die neuen Ankömmlinge sich die nöthige Ruhe gegönnt, gingen sie mit frischem Muth an die Arbeit. Die Scholastiker, fünfzehn an der Zahl, liegen mit allem Eifer dem Studium der Philosophie und Theologie ob. Außerdem lernen sie englisch, holländisch und die südafrikanischen Sprachen, vorzüglich die Setonga-Sprache, welche am Sambeßi sehr verbreitet ist. Nach einiger Zeit hofft man hier auch ein Noviziat zu gründen und den Kreis der Lehrgegenstände zu erweitern.

Außer einigen Familien von Eingeborenen, die sich hier niedergelassen, haben wir in unserm Dienste eine gewisse Zahl von Hottentotten und Kaffern. Die meisten sind protestantisch. Doch wohnen sie des Sonntags der heiligen Messe und dem Segen in unserer Kapelle bei. Gewöhnlich sind ihrer etwa 20 bis 25, die Kinder mit einbegriffen, dabei gegenwärtig. Nach dem Gottesdienste hält man ihnen einen holländischen Unterricht. Mögen sie alle brave Katholiken werden! Die Kinder sind der Gegenstand besonderer Sorgfalt. Eine angenehme Überraschung war es für mich kürzlich, als ich vier von ihnen nach dem Segen ein schönes Lied zu Ehren der Mutter Gottes singen hörte.

Seit drei Wochen beherbergt Dunbrody gegen 30 Ordens-

mitglieder: 6 Priester, 15 Scholastiker und 10 Laienbrüder. Nach einigen Tagen werden jedoch fünf uns verlassen. Drei, nämlich P. Petibdy mit zwei Brüdern, werden zum Unter-Sambesi abreisen, zwei nach Transvaal. Die drei ersteren begleiten den P. Dejour, der im vorigen Mai fieberkrank und erschöpft von Quilimane nach Grahamstown herüberkam. Nachdem er sich hier etwas erholt hat, eilt er wieder auf seinen frühern Posten am Unter-Sambesi zurück. In Quilimane leiten inzwischen die Patres Gabriel und Antunes das kleine Collegium und suchen Seelen für Gott zu gewinnen. Zu Tete arbeiten die Patres Courtois und Hiller mit Eifer und Erfolg. Die Schule der Missionäre zählt über 50 Knaben. Die Zahl der Tausen, von Kindern und Erwachsenen, stieg



Farm U. L. Frau de la Consolata in Buffaril.

seit dem Anfang des Jahres bis gegen Ende Juli auf 68. Um wirksamer an der Belehrung der Eingeborenen zu arbeiten und den Unterricht der Neubekehrten zu sichern, verfassen die beiden Patres einen Katechismus in der Kaffersprache. Mögen endlich die Leiden und Gebete der hochherzigen Missionäre, welche seit Jahren am Unter-Sambesi Opfer ihres Seeleneifers geworden sind, Barmherzigkeit für dieses arme Volk erbitten, und möge es ihren Nachfolgern gegeben sein, an ihren Gräbern blühende Christengemeinden zu gründen!

Während die Patres Dejour und Petibdy der Ostküste entlang der Mündung des Sambesi zuseheln, werde ich mich mit P. Temming in das Innere von Südafrika begeben. An der nordwestlichen Grenze von Transvaal, am Fuße der Dwarss-

berge, werden wir bei den Barolongs die Station Tseni-Tseni gründen. Vor 14 Tagen habe ich bereits in Port Elisabeth die nöthigen Einkäufe gemacht.

Ich schließe meinen Bericht, indem ich die Sambesi-Mission den Gebeten unserer Freunde empfehle."

Über die Errichtung der neuen Station schrieb derselbe Missionär aus Dunbrody unter dem 7. März 1885:

"Mit Freuden kann ich Ihnen melden, daß die neue Mission in den transvaalischen Dwarssbergen unter dem Titel der Unbefleckten Empfängniß eröffnet und unter glücklichen Anzeichen begonnen ist. In dem letzten Briefe, den wir aus Tseni-Tseni von P. Engels, dem Obern der neuen Station, erhielten, verlangt er vier Missionäre zur Aushilfe in Kirche und Schule.

Der hochw. P. Welb hat vor etwa 14 Tagen wiederum ein Grundstück angekauft und zwar in Temboland. Es liegt am Fuße der Stormberge, am rechten (dem südlichen) Ufer des Keisflusses. Dort wird in Kurzem, ich denke vor unserer Regenzeit, eine neue Station errichtet werden."

Am vergangenen 2. Februar, dem Feste Mariä Reinigung, wurde zum erstenmale die heilige Taufe feierlich in Dunbrody gespendet. Einer der hortigen Studirenden berichtet darüber wie folgt:

"Den 2. Februar wurden drei kleine Schwarze getauft; es waren die Erstlinge von Dunbrody. Das heilige Sacrament wurde mit möglichster Feierlichkeit gespendet. 38 Schwarze waren dabei zugegen. Ich war sehr ergriffen. Darnach wurden den Zuhörern alle Ceremonien erklärt, und der junge Missionär,

welcher den Unterricht hielt, sprach mit so viel Feuer und Salbung, daß manchen der Anwesenden die Thränen in die Augen traten. Die Eltern der Kleinen weinten sehr. Ich kann Ihnen unmöglich beschreiben, was ein apostolisches Herz bei einer solchen Gelegenheit fühlt. Man ist dann wirklich glücklich und möchte gern dem lieben Gott noch mehr zum Opfer darbringen, um Seelen für ihn zu gewinnen. Ostern, hoffen wir, werden auch die Eltern jener Kinder in den Schooß der Kirche aufgenommen werden. Unlängst empfing eine tod- kranke Frau die heilige Taufe; außerdem wünscht noch ein Mann dieser Gnade theilhaftig zu werden."

Panda-ma-Tenka. Einem Schreiben des hochw. P. Kroot, des Obern der hortigen Station, entnehmen wir folgendes:



Der alte Ziegenhirt von la Consolata.

"Was unsere Gesundheit betrifft, so können wir, Gott sei Dank! jetzt nicht klagen. Im Laufe des Jahres habe ich freilich vom Fieber zu leiden gehabt. P. Booms ist gesund und voll Eifer; alle Erwachsenen, die hier getauft sind, wurden von ihm unterrichtet. Besonders bekundet er ein seltenes Geschick als Lehrer unserer Kleinen.

Seit dem 14. Februar 1884 haben wir fünf Erwachsene und ein neugeborenes Kind getauft. Zu den ersteren gehört auch unser kleiner lieber Theodor. Dieser Knabe könnte von der göttlichen Vorsehung wohl bestimmt sein, bereinst der Segen für seine Landes- und Stammesgenossen zu werden. Von allen Kindern ist er weitaus das begabteste. Er lernt am schnellsten, singt am besten, ist sehr behende und hat Geschick für Alles.

Er leistet uns die verschiedensten Dienste. Glücklichere Anlagen habe ich in der That noch selten gesehen. Am Passions-Sonntag ist er getauft und am nächsten Weihnachtstfest wird er, so Gott will, die erste heilige Communion empfangen. Er gehört dem Batonga-Stamme an. Sein Alter schätze ich auf 13 bis 14 Jahre. Es ist der dritte Knabe, den wir aus der Sklaverei loskauften. Könnte ich nur noch einige Hundert mehr befreien!"

Aus Dulkimane am Unter-Sambesi schreibt uns Fr. Horner S. J. unter dem 8. April 1885:

"Die letzten Nachrichten, welche die katholischen Missionen über unser Missionswerk am Unter-Sambesi brachten, waren nicht wenig betrübend; in der That waren auch wir über den

Lob eines so eifrigen und hoffnungsvollen Missionärs (P. von Besteneck) und die gänzliche Vernichtung der Station Mopea sehr niedergeschlagen. P. Gabriel hatte durch Schule, Katechismus und Krankenpflege die Kaffern schon so weit gewonnen, daß er nach genügendem Unterrichte etwa 30 taufen konnte, als der Aufstand losbrach und die kleine Herde zerstreute. Gott sei Dank, kann ich ihnen heute Erfreulicheres melden! Zunächst geht es mit unserm Colleg in Quilimane besser. Unserm hochw. Obern, P. Gabriel, ist es gelungen, Ordnung in den Schulbesuch zu bringen; freilich ist infolge dessen die Zahl der Schüler von 30 auf 20 gesunken; 20, welche regelmäßig kommen, sind uns aber lieber als 30, welche nach Laune ausbleiben, und die Zahl wird bald wieder steigen. Durch unsere Zöglinge werden wir auch auf die im Glauben gänzlich erkaltete Bevölkerung einwirken. Schon jetzt hat ihr Beispiel Erfolg. Freiwillig gehen sie fast jede Woche zu den heiligen Sacramenten, während die Erwachsenen sich niemals dem Tische des Herrn nahten. Solange uns die eigentliche Seelsorge über die Gemeinde von Quilimane nicht übertragen ist, können wir nur durch das Beispiel unserer Zöglinge und gelegentliche Privatmahnungen auf die Leute wirken. In der Charwoche traf es sich, daß der Pfarrer abwesend war; so nahmen wir die ergreifenden Ceremonien dieser heiligen Tage vor. Dieselben verfehlten einen heilsamen Eindruck nicht. Auch die Predigt machte Eindruck, und am Gründonnerstag empfingen 20 Personen die heilige Communion, was schon viele Jahre hier nicht mehr vorgekommen ist. Am Charfreitag konnte P. Superior nach der Taufwasserweihe drei erwachsene Kaffern taufen, die er selbst schon lange Zeit in ihrer Sprache vorbereitet hatte. Viele andere Schwarze standen an der Thüre der Kirche und schauten der feierlichen Handlung zu. Diese drei Kaffern werden P. Gabriel nach Zumbo begleiten und dort bei ihm bleiben; zwei davon sind verheiratet, und die Frauen werden später auch die heilige Taufe empfangen.

In Zumbo (Sumbo) soll nämlich auf Wunsch des hochw. Bischofs von Mozambique eine neue Station eröffnet werden; der hochw. Herr übertrug die Gemeinde Zumbo gleich nach seiner Ankunft P. Gabriel. Zumbo war im vorigen Jahre hundert eine blühende Christengemeinde, wie Tete und Senna. Seiner Lage wegen muß es für die Sambesi-Mission eine Hauptstation werden; es liegt etwa 400 km von der Sambesi-Mündung und 200 km oberhalb Tete. Die Reisekosten und den Unterhalt des Missionärs in Zumbo wird die portugiesische Regierung tragen. Gegen Mitte April reist also P. Gabriel dorthin und wird Ihnen später persönlich berichten. Eingeborene gibt es dort viele, und so eröffnet sich uns ein neues und hoffnungsvolles Arbeitsfeld weit weg von der Verborgenheit, welche hier herrscht. Das Klima soll in Zumbo viel gesünder sein, weil die Berge dort nahe an den Strom treten und gesundes Trinkwasser liefern. Die Reise wird ganz auf dem Sambesiflusse zurückgelegt, mit Ausnahme einer Strecke hinter Tete, wo Stromschnellen die Fahrt unmöglich machen. Dort muß Alles einige Tagereisen weit von Schwarzen getragen werden. Die Reise kann in zwei Monaten gemacht werden; doch wird sich P. Gabriel in Tete etwas aufhalten müssen.

In Tete macht die Mission recht erfreuliche Fortschritte. Oberer der Station ist P. Courtois, sein Gehilfe P. Hiller, wie P. Gabriel ein Schlesier. Trotz mancher Fieberanfalle halten sie die Schule, welche von 40 Kindern regelmäßig besucht wird, in guter Ordnung und konnten schon eine beträch-

liche Anzahl Kaffern taufen. Das Erlernen der Kaffersprache bildet immer noch eine tüchtige Nebenarbeit; mit Hilfe eines Eingeborenen haben sie sich ein Wörterbuch gemacht, und P. Hiller verbessert seinen Kaffern-Katechismus. Schon ist in der Nähe von Tete zu Buroma unter den Kaffern eine neue Station in Aussicht genommen, deren Leitung P. Hiller übernehmen wird.

Ein dritter sehr wichtiger Posten ist Senna, ungefähr halbwegs zwischen Quilimane und Tete; P. Dejour hat diesen früher großen Ort als Pfarrer übernommen, und somit sind die Hauptpunkte am Unter-Sambesi alle besetzt. Die Zukunft unserer weit ausgebreiteten Mission scheint sich besser zu gestalten. Die Gesundheit aller Missionäre hat sich gehalten, ja im Allgemeinen gebessert. Mögen die Gebete unserer Freunde und Wohlthäter in Europa und die Fürbitte unserer hier verstorbenen Mitbrüder Gottes Segen auf unsere Arbeit herabziehen! Wir wollen muthig fortfahren, das Reich Christi auszubreiten."

Zum Schluß geben wir eine kurze Zusammenstellung der verschiedenen Stationen der ganzen Sambesi-Mission:

I. Am Unter-Sambesi sind vier Stationen theils gegründet, theils in Vorbereitung:

1. Quilimane. Dort waren bisher die Patres Gabriel und Antunes thätig, unter Beihilfe des Fr. Horner.
2. Tete, mit den Patres Courtois und Hiller.
Nebenstation Buroma, die von P. Hiller errichtet wird.
3. Zumbo, wird von P. Gabriel gegründet.
4. Senna, wird von P. Dejour versehen.

II. Am Ober-Sambesi, zwischen dem 18. und 21.° südl. Br., liegen folgende drei Stationen:

1. Panda-ma-Tenka, mit den Patres Kroot und Dooms.
2. Gubulwayo, die Patres Prestage und Berghegge.
3. Tati, P. Proest mit einem Bruder.

III. Im südlichen Theile des Missionsgebietes, zwischen dem 24. und 34.° südl. Br., finden sich sieben Stationen:

1. Tseni-Tseni, unter Leitung des P. Engels.
2. Graaf-Reinet. Dort wirkt P. Rizzonelli als Pfarrer.
3. Dunbroby, das Studienhaus der Mission, mit 6 Priestern, 16 Scholastikern und 10 Brüdern.
4. Grahamstown. Das dortige St.-Mikans-Colleg wird von den Patres Delpläce und Jakobs geleitet; vier jüngere Ordensgenossen stehen ihnen zur Seite.
5. In der Nähe von Grahamstown ist ferner eine Kaffernmission, welche von dem P. Corbier versehen wird. Die dortige Schule zählt über 80 Kinder.
6. Ebenso besteht eine Kaffernmission in Port Elisabeth, deren Missionär noch nicht bekannt ist.
7. Eine Station im Tembolande am Keisflusse.

Aus verschiedenen Missionen.

In Ostasien haben die Missionäre des Pariser Seminars der auswärtigen Missionen trotz der Verfolgungen, welche die Biskariate von Cochinchina, Tongking und Siam heimsuchten, auch im letzten Jahre große Erfolge erzielt. In 25 apostol. Biskariaten oder Präfecturen waren 29 Bischöfe und 693 Missionäre unter einer Bevölkerung von 220 Millionen thätig und spendeten 861 000 Katholiken die heiligen Sacramente. Im Jahre 1884 wurden 16 185 Heiden und 300 Protestanten bekehrt; außerdem empfingen 129 678 heidnische Kinder in Todesgefahr die heilige Taufe. — Vorderindien. Der

apostol. Delegat für Indien, Msgr. Agliardi, Titularerzbischof von Cäsarea, wurde in Bombay auf das Feierlichste empfangen; die verschiedenen katholischen Kirchen, Studienanstalten, Klöster und Waisenhäuser wetteiferten, wer dem Abgesandten des Heiligen Vaters am meisten Ehre erweisen könne. — In Mangalore eröffnete der Provokar P. Pagani, der demnächst die bischöfliche Weihe empfangen wird, unter allgemeiner Freude das St.-Mosiuz-Colleg und segnete dasselbe ein. In seiner Festrede gedachte er des allverehrten P. Angelo Mutti, der bis an den Rand des Grabes unermüßlich für die Gründung dieses Collegs gearbeitet hatte, dessen Vollendung er nicht mehr sehen sollte. — Sansibar. Die Missionsstation Mrogoro (vgl. Jahrg. 1884 S. 16, 17, 19) ist durch einen Brand verwüstet worden. Kurze Zeit darauf hatte auch die Missionsstation Mandera (vgl. Jahrg. 1883 S. 29) eine herbe Prüfung zu bestehen, indem ein fürchterlicher Orkan Wohnhaus und Kapelle niederriß, viele angepflanzte Bäume

knickte oder entwurzelte und überhaupt großen Schaden anrichtete. Die Missionäre schieden sich mit ihren Neubelehrten muthig an, Alles besser und fester herzustellen. — In Orien ist eine neue 14 Mann starke Abtheilung von Missionären aus der Congregation Cardinal Savigerie's nach dem Herzen Afrika's aufgebrochen. An der Spitze dieser Schaar standen Msgr. Rivinac, Titularbischof von Pacando und apostol. Vikar des Nyanza, und Msgr. Charbonier, apostol. Vikar des Tanganika. — Oceanien. Die Missionäre von Neu-Britannien, das jetzt sammt Neu-Irland, den Admiralitäts-Inseln und der Nordküste Neu-Guinea's vom 8.° s. Br. bis zum 142.° östl. Länge (v. Greenw.) unter deutsches Protectorat gestellt ist, haben auf der Thursday-Insel in der Torresstraße eine neue Niederlassung gegründet und beabsichtigen demnächst auf der Südküste Neu-Guinea's in der Nähe von Port-Moresby ebenfalls Stationen zu gründen.

Miscellen.

Ein Wallfahrtsort im Libanon. Zwischen den beiden Bergketten des Libanon und Antilibanon erstreckt sich in einer Länge von etwa 25 Stunden die fruchtbare, durchschnittlich 3—4 Stunden breite Ebene El Bekaa, das Cölesyrien der Alten. Wenn man von Beirut aus, den Windungen der schönen Straße folgend, welche über das Gebirge führt, zwei Drittheile der Höhe des Dschebel Sannin erklimmen hat, so breitet sich vor dem Auge des Wanderers ein bezauberndes Bild aus. 300 oder 400 m unter sich erblickt er gleichsam einen Garten, der durch viele Wasseradern durchschnitten ist und in dem hohe Bäume mit Feld und Weideland lieblich wechseln. In der Nähe der Straße, etwa halbwegs zwischen beiden Bergketten, gewahrt man einen Bauernhof, dessen Gebäude nach europäischer Art aufgeführt sind; dazwischen steht eine ziemlich schmucke Kapelle, mit einem schlanen Thürmchen, dessen Spitze die Statue U. L. Frau vom Troste ziert. Das Bild der Mutter Gottes, das in diesem Kirchlein verehrt wird, hat seine Geschichte, und diese führt uns aus dem Libanon zunächst nach Algier.

Msgr. Dupuch, der erste Bischof von Algier, hatte Knabenwaisenhäuser gegründet. Unter der Leitung des P. Brumauld S. J. war Ven-Aknuu, die erste dieser segensreichen Anstalten, nach siebenjährigem Bestande, zu eng geworden. Man mußte 1850 eine neue Anstalt gründen und erhielt dafür von der Regierung unter gewissen Bedingungen ein Feld bei Buffarik für 20 Jahre. Dazu wurde noch ein bedeutendes Stück Land vom Stamme der Sibi-Habib gekauft. Der ganze Besitz war eine Wüste, ein ungesunder Sumpf voll Dornen, Schilf und dichtem Gestrüpp, in welchem nicht nur Hyänen und Wildschweine hausten, sondern das selbst von Panthern unsicher gemacht wurde. Einige durch die Revolution von 1848 aus Piemont vertriebene Jesuiten wollten trotz des gefährlichen Klimas und trotz der elenden Bodenbeschaffenheit wenigstens den Versuch wagen, diese Glnöbe urbar zu machen. Unter ihnen befand sich ein frommer italienischer Laienbruder, Namens Favero; dieser erbat sich als eine Art Lohn für die harte und mühevollen Arbeit die Erlaubniß, dem also gewonnenen Orte einen Namen geben zu dürfen, der ihm eine süße Erinnerung war — den Namen U. L. Frau vom Troste, Madonna della Consolata. (Siehe das Bild S. 176.)

Unter diesem Titel wird schon viele Jahrhunderte in Turin ein berühmtes Gnadenbild verehrt, von dem viele Wunder verzeichnet sind. Der hl. Karl Borromäus und der hl. Franz von Sales waren besondere Verehrer U. L. Frau della Consolata; auch Pius VII. wollte das wunderthätige Bild nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft besuchen. Am 20. Juni 1829 wurde es feierlich gekrönt. Der gute Fr. Favero war ebenfalls ein demüthiger und frommer Verehrer dieses Gnadenbildes seiner Heimat. Als er nun von den Obern

die Erlaubniß erhalten hatte, das Feld von Sibi-Habib mit dem Namen U. L. Frau vom Troste zu nennen, wurde mit kirchlicher Erlaubniß eine beglaubigte Abbildung des Gnadenbildes in Turin gemacht. Dieselbe kam im Mai 1851, dem Mariä geweihten Monat, nach Buffarik und wurde feierlich in dem neuen armenigen Bauernhause aufgestellt, dessen Bewohner in ihren Mühsalen wohl einer Trösterin bedurften. Und wirklich, U. L. Frau vom Troste nahm Besitz von dem vormalig öden Lande; sie erfüllte die Herzen ihrer Kinder mit Trost und Vertrauen, und viele Gnaden wurden auf die Fürbitte der „Trösterin der Betrübten“ von ihrem göttlichen Sohne gesendet. Pius IX., welcher von der Verehrung hörte, welche von den Waisenkindern der Mutter der Waisen in dem Hause von Sibi-Habib erwiesen wurde, verlieh Allen, welche vor dem Gnadenbilde beteten, verschiedene Abkässe und trug so nicht wenig zur Vermehrung der Andacht bei. Eine einfache, aber nette Kapelle wurde statt des armenigen Blockhauses des Fr. Favero gebaut. Die umwohnenden Familien auf mehrere Kilometer in der Runde kamen an Sonntagen in die Kapelle; halb bezugten gepferte Kerzen und Ex-Voto-Täfelchen manche Gebetserhöhung. Eine hübsche Statue der seltsamen Jungfrau schmückte die Spitze des Thürmchens und wurde zum Wahrzeichen der weiten Ebene von Metidja. Dem guten Bruder Favero war es aber nicht gestattet, sich seines Werkes lange zu freuen. Ende 1864 rief ihn der Gehorsam mit manchen seiner Mitbrüder nach Californien; die Obern gestatteten ihm, eine Copie des Gnadenbildes über das Weltmeer mitzunehmen, und so zog er getrübt seinem neuen Arbeitsfelde zu, auf welchem er einige Jahre später eines heiligmäßigen Todes starb.

Im Jahre 1870 waren die 20 Jahre, für welche die Regierung dem Waisenhause das Land überlassen hatte, abgelaufen. Die Revolution, die inzwischen in Frankreich ausgebrochen war, zog die urbar gemachten Ländereien zurück, und das Waisenhaus mußte wieder nach Ven-Aknuu verlegt werden. Die Kapelle in Sibi-Habib blieb U. L. Frau vom Troste geweiht, aber das Gnadenbild nahmen die Missionäre mit sich und wiesen ihm in der Kapelle von Ven-Aknuu auf dem Hauptaltare den Ehrenplatz an. Auch hier verbreitete die Andacht zur Mutter Gottes Segen, und U. L. Frau vom Troste blieb gewissermaßen der Mittelpunkt für alle Waisenkinder; auch nachdem dieselben längst die Anstalt verlassen, in verschiedenen Lebensstellungen über Algier zerstreut und verheirathet waren, wallfahrten sie mit ihren Familien zum Gnadenbilde von Ven-Aknuu.

Zehn Jahre blieb es so. Da kam der Herbst 1880. Im September dieses Jahres mußten die Jesuiten ihre geliebten Missionen von Algier, die Häuser in der Hauptstadt Algier, in Oran, Constantine, die Anstalt Ven-Aknuu und die Missionsstationen bei den Kabylen verlassen. Wohin sollte nun das Gnadenbild U. L. Frau vom

Troste kommen? Viele verlangten es, Privatleute, Klöster, die Missionsniederlassungen in Armenien, das Colleg der heiligen Famille in Kairo. Ein Waisenknabe, den die Verehrung der seligsten Jungfrau zur Gnade des Priestertums und zum Eintritte in die Gesellschaft Jesu geführt hatte, und der zur Zeit der Verbannung aus Ägypten in Ben-Amm weilt, erbat die Erlaubnis, das Gnadenbild mit sich nach dem Orte seiner neuen Thätigkeit, dem Libanon, zu nehmen. So kam U. L. Frau vom Troste auf das Landgut Tanail in der Nähe der Missionsstation Zahleh. Der Vater und zwei Laienbrüder von Ben-Amm, welche das Landgut zu besorgen haben, fanden in der neuen Heimath ein Nachbild der alten, aus der sie verbannt waren: die Ebene von El Bekaa erinnerte an die Ebene von Metibcha, und sie fanden auch hier dieselbe heilige Einsamkeit, dieselben nothdürftigen Gebäude, dieselbe armselige Ausstattung und in einer ganz ähnlichen Kapelle thronte nun auch dasselbe Gnadenbild, das ihnen im Lande der Sibi-Habib Trost vermittelt hatte.

Seit war auch im Libanon das Bild U. L. Frau vom Troste ein Gegenstand besonderer Verehrung. Im November 1881 war es nach Tanail gekommen, und schon im Januar 1882 kamen aus dem sechs bis sieben Kilometer entfernten Zahleh viele Wallfahrer, obgleich, wie der Missionär schreibt, „der Libanon sich in seinen dichten Schneemantel gehüllt hatte, dessen Fransen bis in's Thal hinab reichten“. Am 21. März 1882 schrieb er: „Jeden Sonntag kommen zahlreiche Wallfahrer. U. L. Frau vom Troste ist in der Bekaa schon bekannt. Sogar muslimännische Frauen in reichen Ge-

wändern kamen und wollten den Segen der Mutter Jesu für ihr Kind erhalten. Mit Seidentüchern und Schleiern, den Geschenken der Frauen, ist jetzt die kahle Mauer der Kapelle geschmückt. Letzte Woche kam eine Maronitenfrau und wollte der Mutter Gottes ihr Geschmeide schenken, mit der Bitte, daß ihr kleines Kind genesen. Der Vater sagte ihr, sie brauche ihr Geschmeide erst dann zu opfern, wenn ihre Bitte erhört sei. „O nein,“ sagte die Frau, „das würde sich nicht geziemen. Ich bitte voll Vertrauen um die Genesung meines Kindes. Wenn aber Gott es zu sich nehmen will, so mag er es dennoch thun: er ist der Herr!“ Der Missionär bestand aber darauf, sie solle ihr Gelübde erst nach der Erfüllung ihrer Bitte lösen, und die fromme Mutter gehorchte. Allein schon am darauffolgenden Sonntag kam sie und hängte ihre Gabe vor dem Gnadenbilde auf; ihr Kind war genesen.“

Einmal kam sogar ein armer Ziegenhirt mit seiner Heerde aus einer Bergschlucht des Libanon nach Tanail. Seine Ziegen waren krank, und der gute Mann hegte den einfältigen frommen Glauben, die Krankheit werde von seiner Heerde weichen, wenn er sie für eine kurze Zeit in den kleinen Hof vor der Kapelle treiben dürfe. Man gewährte seine Bitte, und es scheint, daß sein kindlicher Glaube belohnt wurde. (Siehe das Bild S. 177.)

Das ist die Geschichte U. L. Frau vom Troste im Libanon. Möge die Andacht zur lieben Mutter Gottes auch von dieser neuen Gnadenstätte aus immer mehr Herzen der Liebe und Gnade ihres göttlichen Sohnes zuführen!

Für Missionszwecke.

	Mark.		Mark.		Mark.
Für die dürftigsten Missionen:		Für die ausländischen Missionen:		Für den kathol. Kirchenbau in Dillen-	
Von J. F. Schaut, Pfarrer in Unterhausen	68.—	Von Fr. B. in L.	8.16	burg: Von	5.—
Von J. Degenhoff	48.—	Für die Missionen in Afrika:		Für Roskauf und Unterhalt von Heiden-	
„ der Missionspfarre I.	34.—	Durch den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“	98.87	kindern:	
Von einem Lehrer dasselbst	39.—	„ in Innsbruck	7.—	Aus der Diözese St. Gallen	8.—
„ Freundin d. Reiche	5.—	„ die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	20.—	Von J. S.	8.20
Durch G. Schumacher in Nürnberg	7.86	„ d. „Kathol. Sonntagsblatt“ in Würzburg	20.—	„ J. Lindner, Stadtpfarrer in Pfarrkirchen	43.—
Von Fr. U. in A.	2.50	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		„ Th. S.	10.—
„ J. M.	—50	(Südafrika):		Durch Pfarrer H. in A.	47.—
„ B. Medak: „Sanctificetur nomen tuum“	4.—	Von Dr. A. Hub. a. M.	10.—	Von J. B. Zacher, Coop. in Binger	20.—
Durch d. „Kath. Sonntagsblatt“ in Würzburg	9.50	Durch d. „Kathol. Sonntagsblatt“ in Würzburg	39.—	Von Kathol. Pfarramt Ebersfeld	42.—
Für die Missionen in China und Japan:		„ P. L. in Glaten	20.—	Von der Familie E. in Glad	21.—
Durch Fr. Singer in Bingen	8.—	Für die Mission auf Borneo:		„ Coop. Schabenroth in Albstättig	10.30
Von R. A. B. S.	2.—	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	87.10	„ P. G.	41.80
Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	10.—	Für die Mission auf Borneo:		„ B. Medak: „Sanctificetur nomen tuum“	21.—
Für die orientalischen Schulen:		Für Anschaffung von Bildern für die		(mit Namen Moschus)	
Von Rev. J. R. im Salesianum b. Milwaukee, Wis.	20.50	Missionen:		Durch den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“	238.69
Für die Missionen in Palästina:		Von Dr. A. Hub. a. M.	1.20	in Innsbruck	20.50
Von M. M.	2.—	Von R. A. B. S.	10.—	Von Pauline Knecht, Jefferson, Wis.	20.50
„ J. Hell, Kaplan in Grefeld	25.—	Aus Graz	8.28	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	20.—
Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	11.—	Für die Mission in Samterfeld:		Für Roskauf und Unterhalt von Heiden-	
Für die Missionen in Syrien:		Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	29.—	kindern:	
Von R. A. B. S.	3.—	Für das Missionshaus Serey:		Von Ungenannt in A. a. d. St.	50.—
Für arme Klosterfrauen in Italien:		Durch die „Erm. Zeitung“ in Braunsberg	101.28	„ M. M.	2.—
Durch Fr. Singer in Bingen	2.—	Für den Raphael-Berein:		„ J. Hell, Kaplan in Grefeld	20.—
Von B. Medak: „Sanctificetur nomen tuum“	1.—	Durch d. „Kathol. Sonntagsblatt“ in Würzburg	10.—	Für die Propaganda in Rom:	
Für nothleidende Missionspriester in		Für den Kindheit-Jesu-Berein:		Von B. Medak: „Sanctificetur nomen tuum“	4.—
Perfien:		Vom Pfarramt Ebersfeld	100.—	Pro Papa:	
Von Pfarrer Vogt in Honningen	20.—	Aus Lippborg	10.—	Von Rev. J. R. im Salesianum b. Milwaukee, Wis.	20.50
Für die nothleidenden Priester in St-		Vom Kindheit-Jesu-Berein Sonthofen, durch M. S.	20.—	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	10.—
birien:		Von den Ersten-Communikanten des Gymnasiums	52.—	Für verschiedene Zwecke:	
Von Pfarrer U. in A.	5.—	und der Bürger Schule in Bismarck	23.20	Von Pfarrer Stein in Sagen (für die Mission	
„ J. S.: „Misericordia, Domine“	20.50	Durch den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“	9.85	in Mangalore)	75.—
Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	3.—	in Innsbruck	23.20	„ demselben (für die Schulen in Honolulu)	210.—
„ d. „Kathol. Sonntagsblatt“ in Würzburg	25.—	Durch den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“	4.51	„ (f. d. Mission l. San Leopoldo)	80.—
Für nothleidende Missionspriester zur		Von Rev. J. R. im Salesianum b. Milwaukee, Wis.	20.50	„ (f. d. Klosterfrauen vom guten	
Beseitigung von heiligen Messen:		Für den Kirchenbau in Idreim, Nassau:		„ (für das Kloster Banjaluka)	100.—
Von Pfarrer Eicholt in Kette	50.—	Von Pfarrer Siebert in Pullendorf	2.—	Durch den „Sendboten d. göttl. Herzens Jesu“	14.76
„ Pfarrer Rollmann in Untertoden	50.—	Durch Frau Scholl in Karlsruhe	10.—	in Innsbruck	6.—
„ M. Schm. in S.	150.—	A. Scat Dr.	2.—	Von M. M.	6.—
„ Baronin von Wagnen in Erlangen	6.—	Freiburg, Gewinn beim Scal	1.—	„ J. Hell, Kaplan in Grefeld (für Com-	
„ N. von J. a. J.	5.16	Von M. M.	3.—	munikanten-Anst.)	15.—
Aus der Diözese St. Gallen	4.04	Für den Bau der Elisabethenkirche in		Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	77.—
Von J. S.: „Misericordia, Domine“	20.50	Eisenach: Von R. R. Kopsch	2.—	(für P. Vastian)	
Für den Missions-Berein Rhon:		Von M. St. Kottenburg	25.—	Durch d. „Kathol. Sonntagsblatt“ in Würzburg	5.—
Aus St. Peter	200.—				

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von **J. J. Sutter**, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdrucker der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redactionschluss und Ausgabe: 13. Juli 1885.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.